

IPP-Arbeitspapiere 4

Barbara Klöver
Florian Straus

Wie attraktiv und partizipativ sind Münchens Freizeitstätten?

Zusammenfassende Ergebnisse
einer (etwas anderen)
Evaluationsstudie



ISSN 1614-3159

Impressum:

Klöver, Barbara & Straus, Florian (2005). Wie attraktiv und partizipativ sind Münchens Freizeitstätten? Zusammenfassende Ergebnisse einer (etwas anderen) Evaluationsstudie. IPP-Arbeitspapiere Nr. 4. München: IPP München. ISSN 1614-3159.

Die IPP-Arbeitspapiere werden herausgegeben vom Institut für Praxisforschung und Projektberatung IPP München, Ringseisstraße 8, 80337 München. Sie erscheinen in unregelmäßigen Abständen und sind online abrufbar unter www.ipp-muenchen.de.

Inhalt

Einleitung	3
Kapitel 1: Image und Nutzungsprofil von Freizeitstätten	5
1. Die Imagefrage – Was kennen und wissen Jugendliche von Freizeitstätten?	5
2. Die Zielgruppenfrage – wer nutzt die Freizeitstätten?	10
3. Die Angebotsfrage – Was wollen Jugendliche in Freizeitstätten?	15
4. Welches Lernfeld bieten Freizeitstätten – Die PISA-Frage	22
5. Woher kommen die Jugendlichen der Freizeitstätten? - Fragen zur Sozialraumorientierung	26
6. Der Querschnittsblick	32
Perspektive 1: Gender	32
Perspektive 2: Menschen mit Behinderung	35
Kapitel 2: Partizipation in der Freizeitstätte	37
1. Partizipation von Kindern und Jugendlichen in der offenen Kinder- und Jugendarbeit	37
2. Wenn Partizipation alltäglich wird – Chancen und Gefahren	39
3. Fazit und Empfehlungen	48
Fazit	50
Anhang	54

Einleitung

- Welchen Ruf haben Freizeitstätten bei Jugendlichen?
- Welches Bild vermitteln Freizeitstätten selbst nach außen und was wird ihnen nachgesagt?
 - Welche Angebote nutzen Jugendliche? Auf wen sind die Angebote zugeschnitten?
- Welche Möglichkeiten der Partizipation nutzen Jugendliche, welche werden ihnen angeboten?
 - Welche Lernfelder bieten Freizeitstätten?

Die Fragen. Im Mittelpunkt dieses Berichts über die offene Jugendarbeit in Münchner Freizeitstätten stehen die Aussagen von Jugendlichen zwischen 14 und 19 Jahren. Ihre Aussagen sollen vor allem Hinweise für die Beantwortung der beiden folgenden Fragen liefern:

- **Wie stimmig ist das Verhältnis von Angebot und Nachfrage? Sind die Angebote der Münchner Freizeitstätten attraktiv genug und werden sie von Jugendlichen ausreichend in Anspruch genommen? Was müsste man tun, um das Angebot-Nutzungsverhältnis weiter zu verbessern?**
- **Welchen Standard hat die Umsetzung des Partizipationsgedankens in Freizeitstätten gefunden. Wie kann man den Partizipationsgedanken in der offenen Kinder- und Jugendarbeit weiter stärken**

Der Auftrag: Im Auftrag zu diesem Projekt wurde darauf hingewiesen, dass das Stadtjugendamt zunehmend mit kritischen Nachfragen als auch Anfragen zur fachlichen Weiterentwicklung der Angebote der offenen Kinder- und Jugendarbeit konfrontiert ist. Nachfragen, die keineswegs nur für München gelten, sondern in der Debatte um Jugendfreizeitstätten immer wiederkehren und in der bestimmte Kritikpunkte betont werden. Typisch ist zum Beispiel

- der Vorwurf der Ineffektivität, da die offene Kinder- und Jugendarbeit zu wenig Jugendliche erreiche
- der Vorwurf der rückläufigen Relevanz und Attraktivität, da angesichts der gewachsenen Freizeitmöglichkeiten bzw. auch wegen der Mediatisierung und Computerisierung öffentliche Freizeitangebote unwichtiger geworden seien. (siehe Münchmeier, 2000, S. 13)

Auch wenn diese Vorwürfe nicht direkt als Leitfragen dieses Projektes formuliert wurden, so können die Ergebnisse auch auf diese Fragen eine Antwort geben.

Methode und Vorgehen. Der Weg, den dieses Evaluationsprojekt gehen wollte und sollte, war ungewöhnlich. Statt die Eingangsfragen über klassische Methoden der wissenschaftlichen Evaluation oder/und aus einem ExpertInnenblick zu beantworten, wurden Jugendliche auf vielfache Weise direkt mit einbezogen: Nicht nur als Befragte, sondern als diejenigen, die mit eigenen Fragen und Bewertungskriterien ihre NutzerInnenperspektive deutlich machen konnten. Bewährte Methoden der Sozialwissenschaft wurden, wo nötig, hinzugezogen, um diese Perspektive zu ergänzen.

Der Projektverlauf. Dieses Projekt konnte und wollte nicht ohne die Bereitschaft und Akzeptanz der beteiligten Jugendlichen und damit auch nicht ohne die betroffenen MitarbeiterInnen und Träger arbeiten. Geplant war der Beginn zu Anfang des Jahres 2002 und eine Laufzeit von 2 Jahren. Kaum hatte unser Evaluationsprojekt begonnen, musste der Zeitplan geändert werden, da parallel zum Beginn in München eine „heftige“ Spardebatte begann. Der für solche Projekte typische und notwendige Vertrauensprozeß musste warten, bis die Beschlüsse vollzogen und die Nachwehen abgeklungen waren. Nur so konnte die anfängliche Skepsis der Träger und Einrichtungen überwunden werden. Eine wichtige Rolle bei dieser letztlich erfolgreichen Zugangsarbeit hat auch das Begleitgremium¹ gespielt, an dem Träger und Vertreter der hauptamtlichen MitarbeiterInnen wie auch die Jugendpfleger der Stadt München beteiligt waren. So war es uns und den bewertenden Jugendlichen jederzeit möglich, sich ein eigenes Bild vom Alltag der Freizeitstätten zu machen.

Dies ist ein Kurzbericht. In den folgenden 2 Kapiteln sind entlang der zentralen Fragen die wichtigsten Ergebnisse des Projekts versammelt. Viele Einzelergebnisse, Tabellen, Fallbeispiele, ergänzenden Interpretationen und der Bezug auf den Fachdiskurs finden in diesem Bericht deshalb keinen Platz und werden an anderer Stelle veröffentlicht. So wird unmittelbar nach der Bekanntgabe dieses Kurzberichts im Münchner Stadtrat eine Fachtagung sowie eine Ausstellung der „visualisierbaren“ Ergebnisse des Gesamtprojekts veranstaltet. Die Dialoge mit verschiedenen Partnern der offenen Kinder- und Jugendarbeit werden die Ergebnisdarstellung ebenso abrunden, wie eine geplante Fachveröffentlichung.

Trotzdem möchten wir es nicht versäumen schon an dieser Stelle einigen Menschen und Institutionen zu danken, ohne die unsere Arbeit unmöglich gewesen wäre. Neben der oben schon erwähnten Begleitgruppe zum Projekt waren das vor allem die jugendlichen BesucherInnen und engagierten Nicht-NutzerInnen sowie unsere freien MitarbeiterInnen Sonja Moser, Gertrud Forster, Angelika Logothetis, Andrea Michel und Martin Noweck. Außerdem bedanken wir uns bei allen Schulen, die sich sehr kooperativ bei der Schülerinnenbefragung gezeigt haben sowie dem Kultusministerium für die freundliche Genehmigung der Befragung.

München, 31.1.2005

Barbara Klöver, Dr. Florian Straus

¹ Die Begleitgruppe bestand aus: Frau Heiler und Frau Feige für den KJR, Frau Schnagl-Vitak, später Frau Günzel und Herrn Schuhr für das Fachforum Freizeitstätten, Herrn Brand von Echo e.V. als Vertreter der „kleinen freien“ Träger, Frau Nuss, Frau Eholzer, Herrn Hausdorf, Herrn Duschl später Frau Petersen und Frau Döring vom Stadtjugendamt (S-II-KJF/R)

Kapitel 1: Image und Nutzungsprofil von Freizeitstätten

1.1. Die Imagefrage – Was kennen und wissen Jugendliche von Freizeitstätten?

Welchen Ruf haben Freizeitstätten in der Öffentlichkeit, welches Bild vermitteln sie selbst nach außen und was wird ihnen nachgesagt? Was ist das Bild der Freizeitstätten nach und von außen? Was denken Jugendliche, über die keine Freizeitstätten? Welche Unterschiede machen Jugendliche in ihren Aussagen, die Freizeitstätten besuchen, im Vergleich zu denen, die diese besuchen über diese Einrichtungen nicht nutzen? Warum besuchen Jugendliche die Teile von ihnen diese Freizeitstätten und andere sie wiederum nicht? Einrichtungen nicht? Welche Erfahrungen und Einstellungen kommen hier zum Tragen? Um wir haben um diese Fragen zu beantworten, haben wir folgende Zugänge gewählt:

- Nutzender und Nicht-Nutzender von Freizeitstätten wurden im Rahmen einer der Schulbefragung nach ihrem Wissen über Freizeitstätten und den Gründen für ihren Besuch oder und Nicht-Besuch dieser Einrichtungen gefragt.
- In zwei Projekten haben wir uns besonders mit dem Wissen von Nicht-NutzendenInnen über Freizeitstätten und den Gründen, die ihrer Meinung nach gegen einen Besuch sprechen, befasst.
 - in einem 5-stündigen Workshop mit 10 Jugendlichen im Alter zwischen 16 und 20 Jahren eines Beratungs- und InformationstelefonInfofon für Jugendliche wurde die Perspektive „besonderer“ Nicht-Nutzender rund Veränderungsvorschläge anhand einer gerade für den deutschen Markt adaptierten Partizipationsmethode, der Technology of Participation (ToP) erarbeitet. Der Workshop wurde in Kooperation mit dem CAP- Centrum für angewandte Politikforschung durchgeführt.
 - In Kooperation mit Streetworkern des Stadtjugendamtes haben wir Jugendlichen, die sich regelmäßig in einer kommerziellen Billardhalle treffen, über deren Erfahrungen mit Freizeitstätten befragt.

Der Bekanntheitsgrad von Jugendzentren ist hoch. 72 Prozent der befragten Jugendlichen kennen eine oder sogar mehrere Einrichtungen in ihrer unmittelbaren Wohnumgebung bzw. andere Freizeitstätten im Stadtgebiet. Wirklich genutzt werden die Einrichtungen jedoch von deutlich weniger Jugendlichen. 41 Prozent besuchen gelegentlich ab und zu eine Freizeitstätte, 11 Prozent aller befragten Jugendlichen sind dort nach ihren Angaben „StammesbesucherInnen“.

Die Jugendlichen des Beratungstelefon hatten nur wenig Wissen über die konkrete Arbeit. Obwohl sie über mit unterschiedlichenm Bildungs- und Herkunftshintergrund verfügen, und somit unterschiedlich stark der Zielgruppe zugeordnet werden können (siehe Zielgruppenfrage), basierten die meisten ihrer Eindrücke auf Hörensagen, einige hatten einen Kurzeindruck gewonnen. Dieser stammte meist von öffentlichen Partys oder über externe Nutzungen, etwa privaten Geburtstagsfeiern. Erst nach längerem Nachdenken ordneten sie diese Erfahrungen überhaupt als Erfahrungen mit Jugendzentren ein. Eine andere Nutzung, das heißt einen Besuch im offenen Betrieb, schlossen sie jedoch weiterhin für sich aus und trennten diese Nutzungsmöglichkeiten deutlich voneinander. Dies kann als Indiz gewertet werden, dass dort veranstalte-

te Partys und die Möglichkeit der Nutzung der Räume nicht auf das Bild der Freizeitstätte an sich abfärben.

FreizeitstätteJugendzentrum – Nein danke. Das Image der Freizeitstätten war überwiegend negativ geprägt. Sie hatten den Eindruck, dass die Häuser keineswegs für alle offen, sondern eher durch einzelne Gruppen besetzt und damit für andere geschlossen wirken. Sie wussten durch die Erzählungen anderer, dass dort hauptsächlich „Lans, Prolls und Schwörer“² ihre Zeit verbringen. Außerdem meinten sie, es weniger mit Freizeit-, als eher mit „Konfliktstätten“ zu tun zu haben. Besonders auffällig war außerdem, dass von den partizipationserfahrenen Jugendlichen des Beratungstelefonfon die Jugendzentren als gerade keine Orte von Partizipation bezeichnet wurden.

Positiv sahen sie die Angeboten für Kinder in Freizeitstätten. Diese kannten sie aus einigen Einrichtungsflyern, die ihnen zugestellt wurden. Vieles davon bewerteten sie als attraktive Angebote für Kinder bis zu 12 Jahren. Doch auch dieses positive Image fräbtefärbte nicht auf die Arbeit mit Jugendlichen ab. Aufgrund dessen, was sie über Freizeitstätten bisher gehört hatten, zu Freizeitstätten gaben sie an, Jugendliche, die bei ihnen anrufen, eher nicht in eine solche zu schicken. Sie wussten nichts Empfehlenswertes über Jugendzentren zu sagen.

Ist das mit INFOFON so abgesprochen, dass es so in dem Bericht steht?

Was sind die Nicht-Besuchsgründe? DAuch die Schulbefragung führte ebenfalls zu ähnlichen Ergebnissen. Auch hier liegen die genannten Gründe für den Besuch bzw. den Nicht-Besuch von Freizeitstätten stark im Imagebereich und fußen, das ist bemerkenswert, oft nicht auf eigenen Erfahrungen. Häufige Gründe, kein Jugendzentrum zu besuchen, sind: „Meine Freunde gehen nicht hin, da gehe ich auch nicht hin“ und „die Besucher gefallen mir nicht“ (jeweils insgesamt 40 Prozent). Eigene schlechte Erfahrungen gibt als Grund für den Nicht-Besuch dagegen nur einer von 10 Jugendlichen an. („Viele sagen aber, dass sie jemand kennen, der schlechte Erfahrungen gemacht hat“).

Beide Befunde (des Workshops und der Befragung) verweisen auf ein Hörensagenproblem. DEs ist der Gruppen-, Cliques- und Freundesgeschmack entscheidet der maßgeblich darüber entscheidet, ob eine solche Einrichtung besucht wird oder abgelehnt wird. Dabei sind es weniger die Häuser selbst mit ihren Angeboten und Möglichkeiten bzw. PädagogInnen als vielmehr Einschätzungen aus der Distanz und vom Hörensagen.

Es zeigen sich aber auch einige interessante Unterschiede, sieht man ein wenig genauer auf die Gründe einzelner Gruppen: Allgemeine Ablehnung der Häuser und ihrer BesucherInnen ist häufiger bei RealschülerInnen und GymnasiastInnen zu finden, außerdem lehnen deutsche Jugendliche die Einrichtungen stärker pauschal ab., hier zeigen nicht-deutsche Mädchen mit Migrationshintergrund zeigen hier die geringsten Pauschalurteile. Sie aber sind es, die am häufigsten angeben, dagegen werden am häufigsten von ihren Eltern an einem Besuch der Freizeitstätten gehindert zu werden.von einem Besuch angehalten.

Weitere Gründe kein Jugendzentrum zu besuchen? Wir haben Jugendliche befragt, die sich bewusst an anderen Orten treffen, die aber grundsätzlich durchaus zur Klientel der Freizeitstät-

ten gehören. In Zusammenarbeit mit einer Gruppe von Streetworkern wollten wir von Jugendlichen, die sich regelmäßig in einem Billardsalon treffen, wissen, warum sie sich dort treffen und nicht in den Jugendzentren, die Getränke und Billardspielen meist viel günstiger anbieten und außerdem weitere Möglichkeiten zu Aktivitäten eröffnen würden. In den Gesprächen mit diesen Jugendlichen die sich an kommerziellen Orten treffen wurdeird deutlich, dass sie fast alle früher Freizeitstätten besucht haben, sich aber mit 16 bis 18 Jahren als viel zu alt für diese Orte empfinden und meinen, dort nicht mehr willkommen zu sein. Außerdem beschreiben sie den Übergang in diese anderen, nicht mehr jugendspezifischen Orte als „Entwicklung“. Wer in ihrem Alter immer noch in die Freizeitstätte geht, ist „hängengeblieben“, da eine neue Generation nachgewachsen ist, die die Älteren verdrängt hat, verdrängen muss. Ab 16/17 Jahren gibt es meist nur noch gelegentliche Besuche, die oft mit einer speziellen Verbundenheit zusammenhängen.

Dieser Befund lässt sich auch in den Zahlen der Schulbefragung wieder finden. Gerade bei den HauptschülerInnen, also der Hauptbesuchsgruppe der Jugendzentren, halten sich bei den 14-jährigen schon 15 Prozent für zu alt um in eine Freizeitstätte zu gehen, ab 15 Jahren sind es dann sogar schon 26 Prozent.

Durch regelmäßigen Besuch verändert sich die Einstellung zum „eigenen Haus“ So fällt weiterhin auf, dass je regelmäßiger eine Einrichtung besucht wird, desto besser sie auch beurteilt wird werden. Die Jugendlichen hatten im Fragebogen die Möglichkeit, bis zu fünf Häuser mit Schulnoten zu bewerten, gleichzeitig haben sie die jeweilige Besuchshäufigkeit angegeben. So ergibt sich, dass Jugendliche, die mindestens eine Freizeitstätte regelmäßig besuchen, diese insgesamt im Durchschnitt bis zu einer Schulnote besser beurteilen, als diejenigen, die höchstens einmal dort waren (im Durchschnitt 2,7 zu 3,6). Aber dies färbt meist nicht auf das allgemeine Image der Jugendzentren ab, sondern funktioniert, wie wir in vielen Interviews erfahren haben, meist nach dem Motto: „Die Freizeitstätte hier ist okay, aber die anderen sind asozial“. Hier zeigt sich sehr stark der Einfluss territorialen Denkens und Verhaltens vieler Jugendgruppen. Die Häuser sind nicht selten von Gruppen/ Cliquen frequentiert, und um sich von diesen Gruppen zu distanzieren, wird der Ruf des Jugendzentrums insgesamt als schlecht kolportiert.

Verbesserung des Bekanntheitsgrades und der Einstellung durch Zusammenarbeit mit Schulen. Eine weitere Idee der nfonJugendlichen des Beratungstelefon, wie man den Bekanntheitsgrad von Freizeitstätten erhöhen könnte und eventuell auch eine Verbesserung des Images zu erreichen wäre, ist eine Verbesserung der Zusammenarbeit der Jugendzentren mit den Schulen. Die Schulbefragung zeigt jedoch, dass hier schon einiges in die Wege geleitet wurde. Immerhin 12 Prozent der Jugendlichen wurden durch die Schule auf das Jugendzentrum aufmerksam gemacht. Dies ist, nach den FreundInnen, der am zweithäufigsten genannte Grund, warum jemand eine Freizeitstätte besucht. (und öfter als der Grund: bin einfach „vorbeigegangen“). Dennoch scheint uns dieser Weg ausbaufähig.

Auch die Partizipationsmöglichkeiten spielen in der Bewertung eine wichtige Rolle. Schwierig ist sicherlich hier, dass sich die Partizipationsmöglichkeiten in Jugendzentren nicht auf den ersten Blick erschließen sich nicht auf den ersten Blick. Der Eindruck: „Dies ist ein Haus für Jugendliche, in dem Jugendliche etwas zu sagen haben“ entsteht meist erschließt sich erst durch regelmäßigen Besuch (vgl. Kapitel 2)e

² Proll ist ein bayrischer Umgangsausdruck für Prolet, Lans sind ausländische Jugendliche und Schwörer sind meist männliche Jugendliche, die jedem Satz, den sie sagen, folgen lassen, dass sie das eben Ggesagte auch schwören würden...

StammbesucherInnen sind zur Hälfte der Meinung, dass sie genug bestimmen dürfen, von den gelegentlichen BesucherInnen kann das die Hälfte erst gar nicht beurteilen, der Eindruck der Anderen ist hier eher negativ und entspricht der Bewertung der Jugendlichen von INFO-FONnfofon.

- StammbesucherInnen haben sich zu über zwei Dritteln schon einmal mit einer Idee oder einem Projektvorschlag eingebracht, gelegentliche BesucherInnen nur zur Hälfte, die Anderen so gut wie gar nicht..

Freizeitstätten haben kein Bekanntheits-, sondern ein Image- und Gruppenproblem. Dieses beruht weitgehend auf Hörensagen. Zugleich liegt dem auch das Wissen oder auch nur die Einschätzung zugrunde, wie schwierig es ist, dass mehrere Altersgruppen und Cliques (der gleichen oder verschiedener Ethnien) gleichzeitig konfliktfrei miteinander umgehen. Wie wird man den vielen Gruppen gerecht? Den Mädchen und Jungs, den Deutschen und den vielen anderen Nationalitäten, den Jüngeren und den Älteren? Wie etwa kann erreicht werden, dass sich alle Altersgruppen gleichermaßen angenommen und auch mit interessanten Angeboten versorgt fühlen? Zwischen 14 und 18 verkörpern bereits 1-2 Jahre Unterschied Welten. Wann ist ein guter Zeitpunkt zu Ablöse und Übergang zur nächsten Generation?

Freizeitstätten als Projektanlaufstellen. Im Workshop mit den Jugendlichen des Beratungstelefon wurden auch eine Reihe von Vorschlägen erarbeitet, wie man die Einrichtungen so nutzen könnte, dass sie mehr zu Orten werden, an denen sich Jugendliche beteiligen können, und man das auch von außen sieht.

- Freizeitstätten sollen eine **Projektanlaufstelle** sein, an die Jugendliche sich jederzeit und mit jeder Form des Interesses wenden können. Hier werden sie dann hinsichtlich der Durchführung ihrer „Projekte“ beraten – um gut beraten zu können, haben die Jugendzentren ein Netzwerk aufgebaut, das für Jugendliche bei der Durchsetzung ihrer Interessen nützlich und hilfreich ist. Jugendliche, die eine Freizeitstätte als Anlaufstelle (als Lobby im Stadtteil) nutzen, müssen diese nicht auch räumlich nutzen.
- Außerdem sollten viel mehr die **Jugendlichen als SprecherInnen** dieser Häuser nach außen gehen, damit klar wird, das ist ein Haus für die Jugendlichen, für ihre Interessen und nicht um Freizeit „abzusitzen“.

Aus den obigen Überlegungen folgen für uns folgende **Empfehlungen:**

(Imagekampagnen sind sinnvoll und notwendig, sollten aber regional bzw. hausbezogen fokussiert sein:

- Statt Werbekampagnen Netzwerkkampagnen. Die Erfahrung zeigt, dass allgemeine Werbekampagnen (z.B. Lust auf Freizeitstätten) begrenzte Effekte haben. Geeigneter sind Netzwerkkampagnen, in denen mit Schlüsselpersonen im Stadtteil und des öffentlichen Lebens positive Imagebotschaften vermittelt werden.
- Wissen über Grundlagen der Freizeitstättenarbeit ist größtenteils nicht vorhanden. Beispielsweise wie unmöglich es meist ist, ein Haus für alle Jugendlichen zu sein,

wissen nicht viele und glauben, das Fehlen beispielsweise höherer Bildungsschichten als Mangel an Attraktivität werten zu können.

- Langfristiger Vertrauensprozess auf allen Ebenen. Vertrauen ist nur über längerfristige Aktionen (geplant) zu gewinnen. Den Münchner Freizeitstätten ein deutlich positiveres Image zu geben, muss ein vorrangiges Ziel der Jugendpolitik werden.

Profilbildung der einzelnen Häuser stärken:

- über spezifische Angebote bzw. Angebotsspezialisierung. In Zeiten der Individualisierung braucht es stärker als bisher klare, attraktive Einzelprofile. Jede Freizeitstätte sollte über Infrastruktur/ Angebote „unverwechselbar“ sein.
- über öffentlichkeitswirksame Aktionen (die das Profil schärfen).
- über Namensgebung (kann auch mal gewechselt werden, vor allem dann, wenn er nicht trägt).

Angebotserweiterung zu einer Anlaufstelle für Projekte:

- „Freizeitstätten bieten eine offene Plattform für Interessen und Anliegen von Jugendlichen im Stadtteil“. warum Zitat
- Diese Plattform muss aktiv von den Freizeitstätten initiiert werden. Die mobile Jugendarbeit und der stärkere Kontakt mit den Schulen bieten hier gute Andockmöglichkeiten.

2. Die Zielgruppenfrage – wer nutzt die Freizeitstätten?

Welche Jugendlichen nutzen Freizeitstätten? Welche fühlen sich angesprochen, auf wen sind die Angebote zugeschnitten? Meint offene Kinder- und Jugendarbeit, dass Freizeitstätten möglichst allen Münchner Jugendlichen offen stehen sollten? Welchen Anteil haben (aufgrund kultureller, bildungsbezogener und familialer Gründe) gesellschaftlich benachteiligte Jugendliche als besondere Klientel der Freizeitstätten.

Die Beschreibung der Zielgruppe, die regelmäßig und gelegentlich eine Freizeiteinrichtung besucht, wird über folgende Zugänge beantwortet:

- In der Einrichtungsbefragung haben die MitarbeiterInnen den jeweiligen Anteil an Mädchen, Jungen, Deutschen und Nichtdeutschen BesucherInnen und deren Bildungshintergrund angegeben.
- In der Schulbefragung haben die Jugendlichen über sich als Nutzender und Nicht-Nutzender, ihre Beweggründe und Interessen zahlreiche Angaben gemacht.
- Und in all den Projekten/ Workshops haben wir selbst einen Eindruck vor allem über jene Jugendlichen gewonnen, die regelmäßiger Freizeitstätten besuchen, und inwiefern sie sich als direkte Zielgruppe dieser Einrichtungen sehen.

Männlich, aus der Hauptschule und mit Migrationshintergrund. Bereits die Einrichtungsbefragung und die Gespräche mit den ExpertInnen vor Ort in den Einrichtungen verweisen auf das Hauptklientel in den Häusern: männlich, aus der Hauptschule und mit Migrationshintergrund. Die MitarbeiterInnen in den Jugendzentren haben angegeben, dass im Durchschnitt über die Hälfte ihrer BesucherInnen die Hauptschule besuchen, dass die Verteilung Mädchen zu Jungen im Durchschnitt bei einem zu zwei Drittel liegt, und dass im Durchschnitt der Häuser zwei Drittel der StammesbesucherInnen einen Migrationshintergrund haben.

Die Schulbefragung bestätigt dieses Bild zu größten Teilen: Befragt wurde hier die Altersgruppe 14 bis 19

- Von 989 befragten HauptschülerInnen geben über 80% an, mindestens eine Freizeitstätte zu kennen, 51,8.% nutzen Freizeitstätten und 15,7% tun dies regelmäßig.
- Von 757 befragten RealschülerInnen geben noch 67,4% an, mindestens eine Freizeitstätte zu kennen, 30,2% nutzen Freizeitstätten und 4,6% tun dies regelmäßig.
- Von 157 befragten Gymnasiasten geben noch 62,7,4% an, mindestens eine Freizeitstätte zu kennen, 29,330.2% nutzen Freizeitstätten und 14,60% tun dies regelmäßig.³ sind die Zahlen wirklich zweimal gleich?
- Von 182 befragten BerufsschülerInnen geben noch 56,6% an, mindestens eine Freizeitstätte zu kennen, 36,8% nutzen Freizeitstätten und 9,9% tun dies regelmäßig.

Nimmt man nur die regelmäßigen BesucherInnen, so liegt allein in der Befragung der Anteil der HauptschülerInnen bei über 67%. Das Verhältnis zwischen Mädchen und Jungs liegt Bei dieser Gruppe liegt der Anteil der Mädchen bei 37:63%, bei den gelegentlichen Freizeitstättennutze-

³ Diese Zahl könnte aufgrund der bei Gymnasien nur eingeschränkten Befragtenzahl etwas zu hoch liegen.

rInnen steigt der Mädchenanteil leicht (auf 42:58%). Bei allen Gruppen sind die Nicht-deutschen Jugendlichen stark überrepräsentiert. Dies heißt, vor allem für männliche MigrantInnen, dass vor allem männliche Migranten einen überwiegender Teil von diesen Teile seinerirherer Freizeit in Freizeitstätten verbringen.

Regelmäßige Freizeitstättennutzer sind nicht so stark häuslich orientiert und verbringen weniger Zeit am PC und vor dem Fernseher. In den folgenden Abbildungen sind Jugendliche, die regelmäßig in Jugendzentren gehen (in der Abbildung als Nutzer gekennzeichnet) und solche die selten oder nie gehen (Nicht-Nutzer) gegenübergestellt.

Abbildung 1: Wo verbringst Du am häufigsten Deine Freizeit? – Mädchen (Angaben in Prozent)

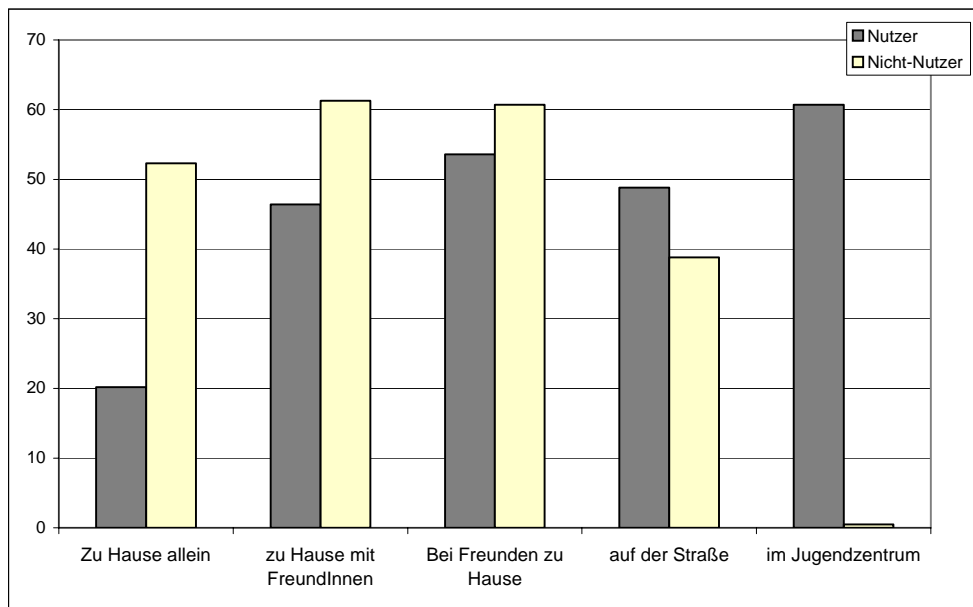
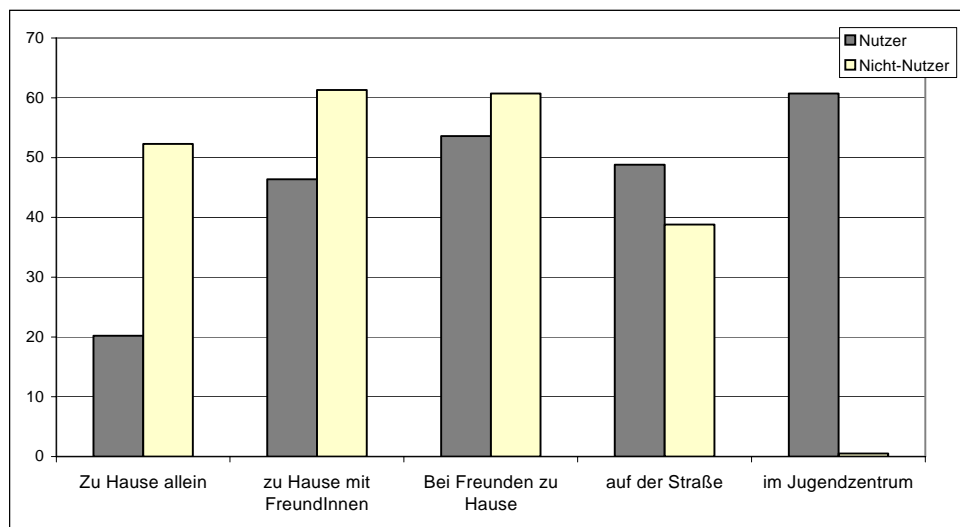


Abbildung 2 Begriff in Graphik anpa: Wo verbringst Du am häufigsten Deine Freizeit? – Jungen (Angaben in Prozent)



ebensoDieser Unterschied verstärkten sich nochmals, wenn man deutsche und nicht-deutsche Jugendliche gegenüberstellt. Grundsätzlichenerell gilt, dass Jugendliche indie Freizeitstätten generell mobiler sind und weniger ihre Freizeit zu Hause verbringen. Dies führt auch dazu, dass die BesucherInnen von die Freizeitstätten angeben, deutlich weniger Zeit vor dem Fernseher und dem PC zu verbringen. sitzen und dDies könnte auch eine Erklärung für deneinen überraschenden Befund sein, dass : die regelmäßigen Nutzendenr sind keineswegs die unorganisierten Jugendlichen sind, die keinem Verein oder keiner Jugendgruppe angehören. Hier gibt es zwischen den Nutzendenrn und Nicht-Nutzendenrn keine signifikanten Unterschiede.

Abbildung 3: Häufigste Freizeitbeschäftigungen nach Häufigkeit des Freizeitstättenbesuchs – Jungen (Angaben in Prozent)

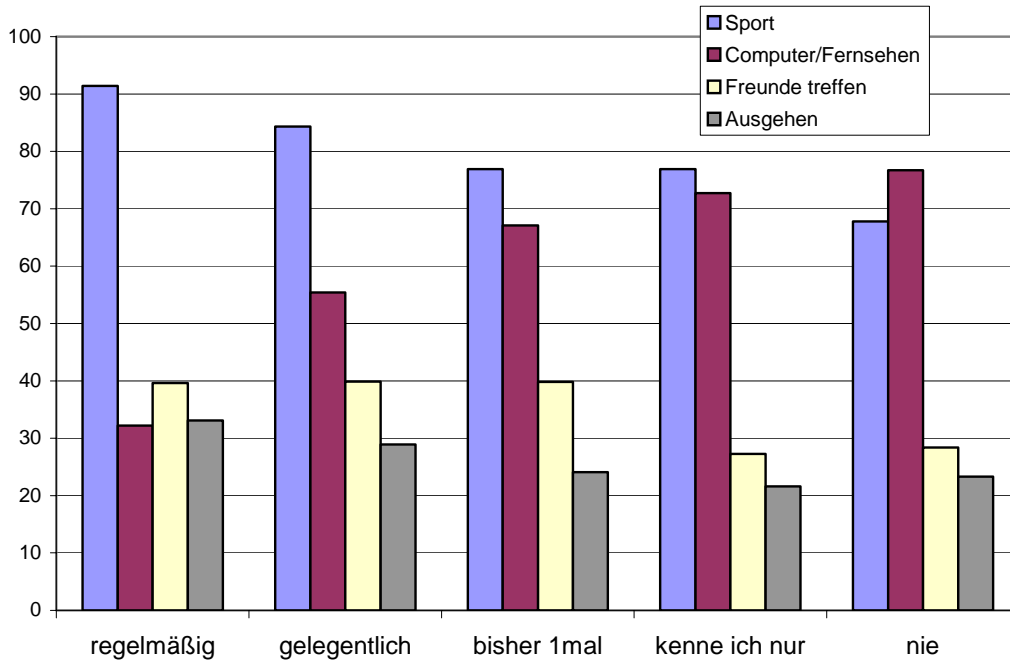
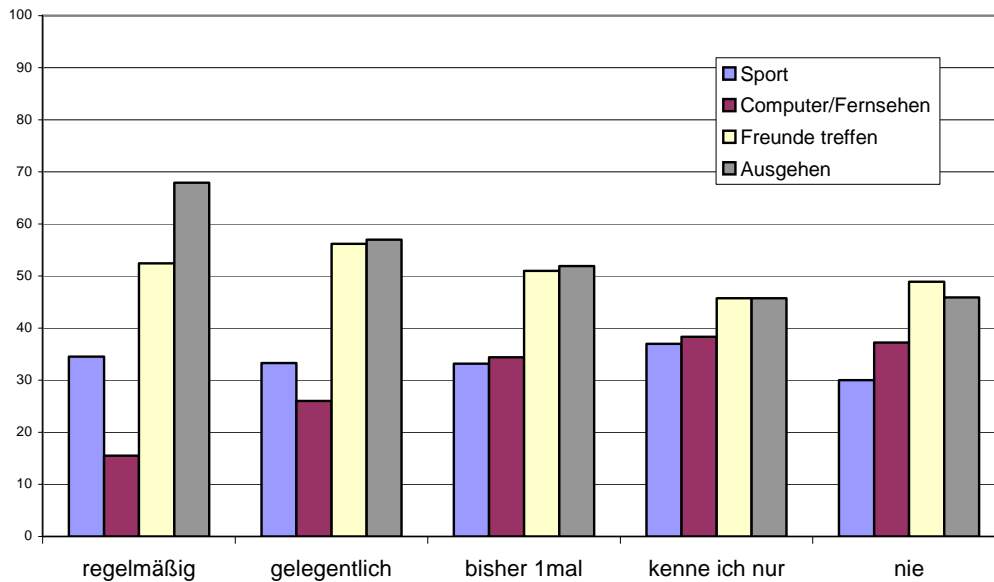


Abbildung 4: Häufigste Freizeitbeschäftigungen nach Häufigkeit des Freizeitstättenbesuchs – Mädchen (Angaben in Prozent)



Vergleicht man nur die Angaben über die Höhe des Taschengeldes, das die Jugendlichen monatlich zur Verfügung haben, so sind jene Jugendliche, die regelmäßig Freizeittätigkeiten nutzen, finanziell nicht wesentlich schlechter gestellt, als die anderen Jugendlichen. Allerdings müssen diese sich „ihr Taschengeld“ selbst verdienen. ⁴

So ergibt sich, dass man in Freizeittätigkeiten eine große Gruppe von jungen MigrantInnen und jungen eher bildungsfernen Deutschen trifft, die wenig zu Hause hält ⁵. , möglicherweise weil sie dort Probleme haben jetzt schon wieder wo nimmst du das her oder einfach auch weniger Platz , die aber vor allem auch sehr interessiert und motiviert sind, ihre Freizeit jenseits von Computer und Fernseher zu strukturieren.

Was bedeutet aber die starke Präsenz dieser ganz speziellen Gruppe von Jugendlichen?

Wenn die einen kommen, schließt das andere aus. Identität wird in der Jugendphase auch durch Abgrenzung gebildet, zu große Unterschiede zwischen Jugendlichen führen zu Konflikten. Weder Bildungs- noch Sozialpolitik haben es vermocht, dass sich die verschiedenen Bildungsschichten und Kreise in Deutschland stark durchmischen hätten. So kann es nicht verwundern, dass Jugendliche Freizeittätigkeiten entsprechend einordnen (faktisch zutreffend als Ort für HauptschülerInnen und MigrantInnen) und beispielsweise unter RealschülerInnen die größten Abgrenzungsbemühungen zu beobachten sind.

So kann der Anspruch der Freizeittätigkeiten gar nicht der sein, immer für alle gleichzeitig da zu sein. Würde man dies erfolgreich versuchen, hätte es nur eine Verdrängung jener Jugendlichen

⁴ Ganz grundsätzlich ist es in Migrantenfamilien nicht so üblich, den Kindern regelmäßig Taschengeld zu geben, hier beschreiben die Jugendlichen, dass sie Geld bekommen, wenn sie es brauchen und danach fragen.

⁵ Aus den Interviews kann man schließen, dass auch Raum (kein eigenes Zimmer) und familiäre Probleme als Gründe für einen verstärkten Freizeittätigkeitenbesuch in Frage kommen.

zur Folge, die jetzt die Freizeitstätten besuchen. Gerade in den Projekten hat sich gezeigt, dass viele der Jugendlichen, die Freizeitstätten besuchen, dort auch Orientierung und Heimat suchen. Für jüngere MigrantInnen sind dies es zudem auch Orte der Integration. Für diese haben Freizeitstätten diesbezüglich eine herausragende Bedeutung.

So gehen unsere **Empfehlungen** in mehrere Richtungen:

⌋ Offene Kinder- und Jugendarbeit in Freizeitstätten ist vorrangig interkulturelle Sozialarbeit.

Freizeitstätten sollten als das wahrgenommen werden (und sich auch so darstellen), was sie sind, vermutlich der wichtigste außerschulische Ort für interkulturelle Arbeit. Freizeitstätten erweisen sich als ein herausragender Ort für interkulturelle Begegnung.⁶ Hierbei ist es wichtig den Begriff interkulturell nicht nur ethisch, sondern auch im Hinblick auf das Zusammenleben von beiden Geschlechtern, Menschen unterschiedlichen sexueller Orientierung, unterschiedlicher gesellschaftlicher und bildungsbedingter Herkunft und unterschiedlicher körperlicher, geistiger und seelischer Behinderungen zu definieren. Zu ihren Aufgaben gehört es, Integrationsbemühungen von Jugendlichen zu unterstützen, Prozesse zu befördern und entsprechende Benachteiligungen auszugleichen. Freizeitstätten haben in der Vergangenheit viel Unterstützungsarbeit übernommen, die aus der nicht gelingenden schulischen Integration von gesellschaftlich benachteiligten Gruppen resultiert.

Es fehlt gender

⌋ Freizeitstätten als Räume um geschlechtsbezogene gesellschaftliche Benachteiligungen zu bearbeiten!

⌋ Freizeitstätten können zunehmend auch als Anlaufstellen im Stadtteil für unterschiedliche Zielgruppen fungieren, die nicht alle am gleichen Ort sich treffen (siehe auch S. 7).

⌋ Das schwierige Nebeneinander von unterschiedlichen Gruppen kann teilweise durch eigene Nutzungszonen und -konzepte ausgeglichen werden.

Es gibt auch Beispiele, die zeigen, dass die Häuser noch für mehr Jugendliche geöffnet werden können, ohne dass sie ihr klares Bekenntnis zu den Jugendlichen aufgeben, die den Weg in die offenen Treffs von alleine finden. Gelöst werden kann das räumlich durch unterschiedliche Zugänge und voneinander abgetrennten Bereichen sowie und konzeptionell durch zielgruppenspezifisch unterschiedlich strukturierte Angebote (neben der offenen Arbeit) und Selbstöffnungsformen. Beides setzt aber (räumlich wie personell) Rahmenbedingungen voraus, die z.Zt. nur wenige Freizeitstätten bieten können.

⁶ In erster Linie ist hier die Begegnung unterschiedlicher Nationalitäten, Ethnien und Migrationserfahrungen gemeint. Generell gilt, dass der Begriff interkulturell nicht nur ethisch, sondern auch im Hinblick auf das Zusammenleben von beiden Geschlechtern, Menschen unterschiedlichen sexueller Orientierung, unterschiedlicher gesellschaftlicher und bildungsbedingter Herkunft und unterschiedlicher körperlicher, geistiger und seelischer Behinderungen zu sehen ist. Auf genderbezogene Aspekte wird im Abschnitt 6 ausführlicher eingegangen.

3. Die Angebotsfrage – Was wollen Jugendliche in Freizeitstätten?

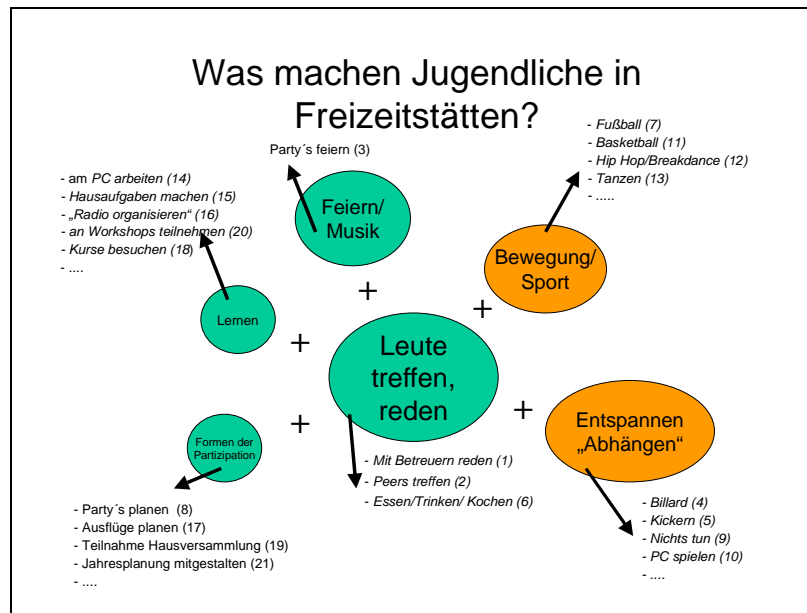
„Ich komme hierher weil meine Freunde hierher gehen“
„einfach Zeit vertreiben“
„einfach um das Wochenende gechilled einzuläuten“
„Fußball, Basketball spielen und uns langweilen“
„Hier sind die Leute die ich kenne, man ist nicht draußen in der Kälte“
„Unterhalten und blabla“

Das sind typische Aussagen von Jugendlichen, auf die Frage, was sie in ihren Freizeitstätten machen. Diese vermitteln ein Bild von Freizeitstätten als Ort des Abhängens, der Entspannung und des Treffens mit anderen Jugendlichen. Sie entsprechen durchaus dem erwarteten Bild, das in der Öffentlichkeit von Freizeitstätten existiert. Aber entsprechen sie auch wirklich dem, was Jugendliche von ihrer Freizeitstätte erwarten und was sie dort tun wollen? Wir haben um diese Fragen zu beantworten unterschiedliche Zugänge gewählt.

- Nutzer und Nichtnutzer wurden in der Schulbefragung nach dem befragt, was sie am häufigsten tun, und was sie am liebsten tun würden?
- In mehreren Projekten/Workshops konnten Jugendliche in unterschiedlicher Form ihre Perspektive als NutzerInnen entwickeln:
 - Jugendliche haben als „BaumeisterInnen“ in einem Workshop eine „ideale Freizeitstätte“ entworfen.
 - Jugendliche aus einer Freizeitstätte haben eine Homepage in Kooperation mit dem SIN gestaltet, u.a. mit dem Ziel ihre Freizeitstätte möglichst attraktiv darzustellen.
 - Jugendliche aus einer Hauptschule, die sich selber als aktuell Nicht-Nutzende bezeichnen, haben ein Bewertungsprofil für Freizeitstätten erarbeitet und danach vier Freizeitstätten besucht und bewertet, wie gut diese ihren Kriterien entsprechen.
 - Jugendliche haben in dem Projekt „Videobox“ in Kooperation mit dem Medienzentrum München plakativ und pointiert u.a. formuliert, was sie in ihrer Freizeitstätte meistens machen.
- Und wir wissen aufgrund der Schulbefragung auch, welche Freizeitstätten von den Jugendlichen besonders positiv bzw. negativ bewertet wurden.

Leute treffen plus X. Wie oben bereits beschrieben sind es vor allem die „Peers“, also die jeweiligen FreundInnen, die entscheiden, ob und in welche Freizeitstätten die Jugendlichen gehen. Andere Jugendliche, insbesondere seine/seine/ihre eigenen Freunde zu treffen, steht an erster Stelle, dessen was Jugendliche angeben, in Freizeitstätten zu tun, und warum sie dorthin gehen. Die Formel „Leute treffen plus X“ beschreibt, dass man sich nicht einfach nur so trifft, sondern in Verbindung mit bestimmten attraktiven Tätigkeiten sich mit den FreundInnen in der Freizeitstätte trifft. Die Abbildung 5 zeigt die Hitliste, dessen, was Jugendliche sagen, dass Sie am häufigsten tun.

Abbildung 5: Was machen Jugendliche in Freizeitstätten? (Rangplätze unter 21 vorgegebenen Betätigungsmöglichkeiten)



Was dem einen gefällt, findet die andere langweilig. Einerseits erwartbar und andererseits in der Deutlichkeit schon fast wieder überraschend: Bei 10 der 15 häufigsten Tätigkeiten in Freizeitstätten gibt es signifikante Unterschiede in bezug auf Geschlecht oder/und Nationalität.

Vor allem bei den in der Abbildung markierten Bereichen „Bewegung/Sport“ und „Entspannen/Abhängen“ unterschieden sich die Jugendlichen in ihren Vorlieben wie auch in der Häufigkeit dessen, was sie dann auch tun, sehr deutlich. Drei Beispiele:

- HipHop fasziniert nicht-deutsche Mädchen (Rangplatz 5) und Jungen (Rangplatz 10) deutlich mehr als deutsche Mädchen/Jungen, (Rangplätze 10/13)
- bei Fuß- und Basketball sind sich in ihren Vorlieben und in ihrem Tun deutsche und nicht deutsche Jungen einig (Rangplätze 4/2), ebenso wie die Mädchen dies ablehnen (Rangplätze 16/15) und stattdessen viel lieber Tanzen (Rangplätze 4/5, zum Vergleich lauten die Rangplätze bei den Jungen 15/13)

Differenziert man die Angebotspalette noch weiter und schaut über die vier hier unterschiedenen Gruppen noch differenzierter auf Bedürfnisse von Jugendlichen, wird deutlich, wie nahezu unmöglich es für die BetreuerInnen ist, es allen gleichermaßen recht zu machen. Ausnahmen sind Parties und Leute treffen. Und das macht gerade diese Tätigkeiten so attraktiv. Sie sind der „gemeinsame Nenner“, der umso wichtiger wird, je individualisierter und unterschiedlicher Jugendliche sind. Attraktiv sind daher jene offenen, Cafehausartigen Bereiche, wo alle sich treffen und man sich nicht sofort In & Out-Gruppen bzw. Fans und Gegner bestimmter Aktivitäten aufspaltet.

Aktivität ist gefragt. Hingehen und einfach nur abhängen ist für viele Jugendliche mehr eine Metapher für „nichts Geplantes tun“, als der Wunsch tatsächlich „nichts zu tun“. Dieser Wunsch „einfach nichts tun“ steht nur bei den weiblichen deutschen Jugendlichen unter den Top 5, dessen, was sie sagen, dass sie am häufigsten tun. Für die anderen Gruppen, vor allem die nicht-

deutschen männlichen Jugendlichen (nur Platz 13), ist es nachrangig und, wie oben schon festgestellt, Aktivität und Bewegung vor allem auch im sportlichen Bereich stehen im Vordergrund ihrer Wunsch- und Tätigkeitsliste.

Zentrale und akzeptierte Rolle der Betreuenden. Mit BetreuerInnen reden finden die meisten Jugendliche nicht sonderlich spannend. Nur an letzter Stelle ihrer Wunschliste, jedoch auf Platz eins, dessen, was sie am häufigsten in einer Freizeitstätte tun. Ein Widerspruch? Wir denken nein. Hier spiegelt sich eine der Spannungsfelder der offenen Jugendarbeit wieder. Viele Jugendliche wollen sich in den Freizeitstätten mit anderen Jugendlichen treffen, und nicht wenige darunter finden, dass erwachsenen PädagogInnen oft stören. Andererseits wissen sie, dass vieles ohne diese nicht möglich wäre und auch nicht so reibungslos ablaufen würde. Mehr aber noch gibt es viele Jugendliche, die die erwachsenen PädagogInnen in der Rolle der Beratenden und Unterstützenden benötigen.

In einem Projekt mit HauptschülerInnen wurde im Bewertungsprofil für die Betreuenden folgende Kriterien notiert: Betreuende sollten sein:

- freundlich
- hilfsbereit
- humorvoll
- nicht zu alt
- keine Spielverderber sein (bei Regeln gerecht und konsequent und schon mal kleine Ausnahmen zulassen)
- kreativ (=haben coole Ideen)
- sind für Jugendliche da
- sind vund verschwiegen sein.

Gerade die beiden letzten Kriterien machen deutlich, dass FreizeitpädagogInnen eine wichtige Integrationsfunktion haben. Insbesondere für jene Jugendliche, die in schwierigen Familienverhältnissen aufwachsen, oder auch bei nicht-deutschen Jugendlichen mit Elternhäusern, die ihren Kindern im Umgang mit dem Leben in Deutschland nicht so viele Hilfestellungen geben können, helfen Freizeitpädagogen bei der Integration in Schule und Ausbildung bzw. beim Zurechtfinden in der fremden Kultur. Die Interviews mit den Jugendlichen machen deutlich: die erwachsenen PädagogInnen sind immer da, helfen kurzfristig, beraten und vermitteln. Auch „wenn es nicht cool wirkt“, so sind viele dieser Jugendlichen unglaublich froh, dass es diese PädagogInnen gibt. Und entsprechend positiv fällt auch dann die Bewertung der pädagogischen Betreuenden aus. Beispielsweise werden in der Qualitätsbewertung der vier Einrichtungen die Betreuenden sehr positiv (mit 1,8 Schulnotenskala) bewertet. Dazu passt auch der Befund aus der Schulbefragung, dass nicht einmal 10% der Jugendlichen angeben, dass sie wegen der (oder wegen bestimmter) PädagogInnen nicht in die Freizeitstätten gehen. Unser genereller Eindruck ist, dass es „wenig PädagogInnen“ gibt, die aus Sicht der Jugendlichen „untragbar“ sind, aber dort wo diese Einschätzung existiert, prägen sie stark das Bild der Freizeitstätte.⁷

Als Gestaltungsfeld wichtig - die Räume. Lässt man Jugendliche ihre Freizeitstätte entwerfen, spielen räumliche Überlegungen eine große Rolle. Von den 80 Kriterien, die Jugendliche beispielsweise in einem Projekt zur Bewertung von Freizeitstätten entwickelt haben, betreffen

⁷ Eine Frage ist, kennen die Träger der Freizeitstätte diese Beispiele? Gibt es für Jugendliche funktionierende Beschwerdestellen? Wie geht man mit diesen um, wenn Urteile auch stark situational geprägt sein können (bestimmte Cliquen, die mit bestimmten PädagogInnen nicht zurecht kommen?).

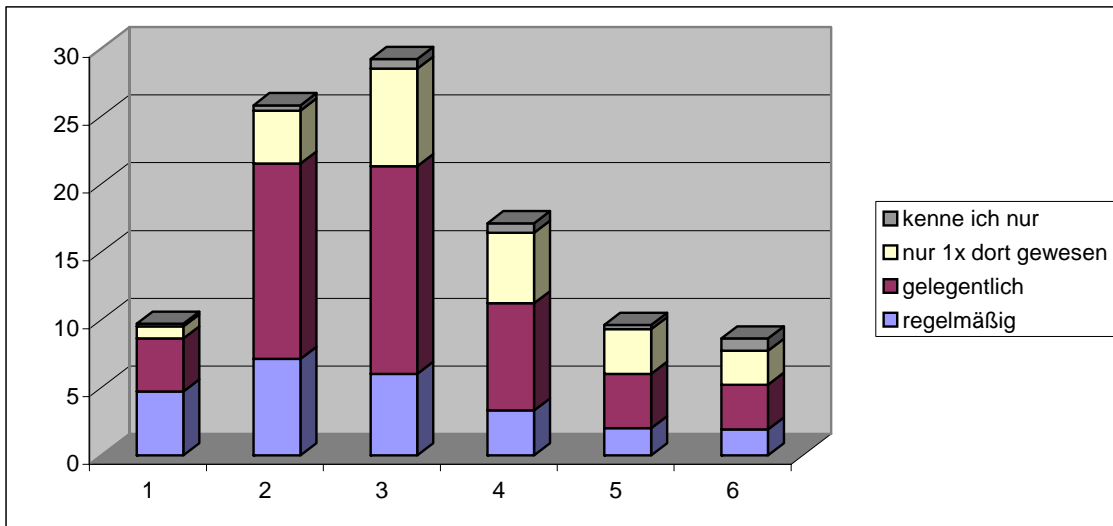
annähernd die Hälfte räumliche Aspekte (ob bestimmte Räume vorhanden sind, wie diese gestaltet sind, Fragen zur Innenarchitektur oder nach dem Gesamteindruck eines Hauses sind ebenso relevant wie jene nach den Außenanlagen,). Raum zu haben, ihn als „eigenen“ zu erfahren, spielt ebenso eine große Rolle, wie Einfluß auf seine Gestaltung nehmen zu können. Die Einschätzung „aber das können wir sowieso vergessen, das machen die ja nie“ war eine schnell geäußerte Vermutung. Hintergrund sind nicht die Ideen der Jugendlichen. Diese waren wenig utopisch und deswegen fast ausnahmslos realisierbar. Hintergrund ist ein diffuses Gefühl, hier wenig Einfluß hier zu haben. Hinzu kommt die Erfahrung, selbst an Umgestaltungsprozessen wenig beteiligt gewesen zu sein. Die programmatisch immer wieder geäußerte Feststellung „ein lebendiges Jugendzentrum ist nie fertig eingerichtet, sondern wird ständig umgeräumt und neu eingerichtet, und die Umgestaltung wird von den Jugendlichen getragen“, trifft nicht ausreichend auf die tatsächliche Erfahrung der Jugendlichen zu.

Und die weiteren Angebote (Projekte, Fahrten,..) ? Sie spielen auf den ersten Blick eine nachgeordnete Rolle. Das offene, ungebundene Aandere -Treffen findet häufiger statt und ist in der Bewertung stets wichtiger als beispielsweise bestimmte Gruppenangebote. Andererseits gehören sie zu dem bunten Patchwork der Angebotspalette eines Jugendtreffs dazu. Wenn auch nicht an erster Stelle, so werden sie dennoch in unterschiedlicher Form von Jugendlichen als wichtig genannt. Dies kam in den Projekten und Workshops deutlicher zum Ausdruck als in der Befragung. Gerade auch in einer Zeit der Individualisierung und Optionenvielfalt ist es nicht immer nur eine Frage der großen Zahl an NutzerInnen, ob Angebote wichtig sind. So nennen Mädchen immer wieder auch Selbstverteidigungskurse, und Jungen wollen sich immer wieder in Turnieren mit Anderen messen. Vor allem auch Ausflüge und Ferienmaßnahmen sind für jene Jugendlichen wichtig, die (wie die Interviews deutlich gemacht haben) das zu Hause (offensichtlich) nicht als Möglichkeit haben oder wo das familiäre Umfeld stark belastet ist.

Mittlere bis gute Bewertung der Freizeitstätten: Die Jugendlichen konnten alle Einrichtungen, die sie kennen oder besuchen, mit Schulnoten bewerten. Grundsätzlich lässt sich feststellen, dass je regelmäßiger eine Einrichtung besucht wird, desto besser wird diese auch bewertet. Freizeitstätten werden von ihren regelmäßigen BesucherInnen, durchschnittlich mit einer guten Note (2,09) bewertet⁸, gelegentliche BesucherInnen sind da kritischer, sie geben nur eine drei (2,81), und diejenigen, die zwar einmal in einer Freizeitstätte waren, dann aber nicht mehr, waren hier auch nicht sehr zufrieden, sie vergeben im Durchschnitt fast eine vier (3,59). Allerdings ist diese Bewertung, wie oben schon festgestellt, wohl mehr eine oberflächliche Bewertung, als dass sie auf gezielten Defiziten beruht.

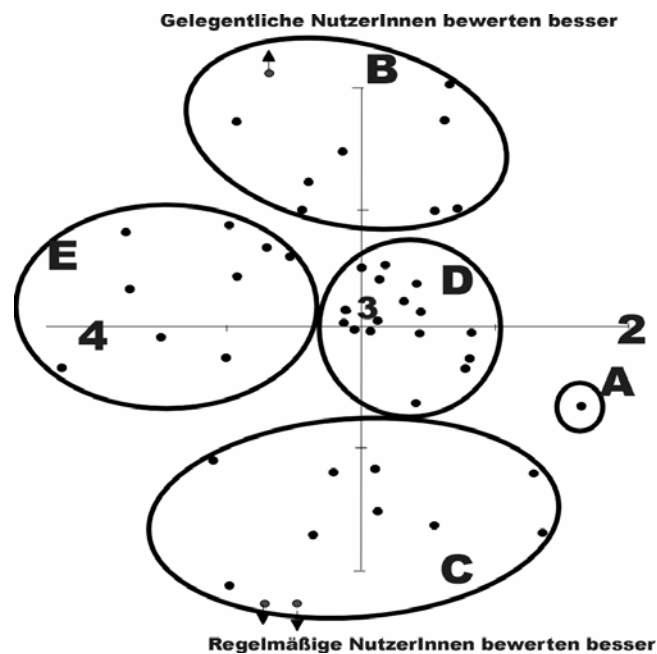
⁸ Die leichten Unterschiede in den Durchschnittsbewertungen zu Seite 6 ergeben sich dadurch, dass auf Seite 6 die Durchschnittsbewertung der ganzen Gruppe der regelmäßigen BesucherInnen angegeben wird, inklusive deren Bewertungen von Häusern, die sie nur gelegentlich oder seltener besuchen. Hier sind es nur die Bewertungen der Häuser, die auch tatsächlich regelmäßig besucht werden.

Abbildung 6: Notenverteilung (Schulnoten) nach Besuchshäufigkeit (Angaben in Prozent)



Betrachtet man die Bewertungen zu den einzelnen Freizeitstätten, zeigen sich deutliche Unterschiede, So werden zeigen sich fünf Cluster sichtbar.

Abbildung 7: Bewertungsprofil Freizeitstätten (Schulnoten)



Cluster A umfasst nur eine Einrichtung. Hier bewerten die regelmäßigen NutzerInnen die Einrichtung etwas besser, generell erhält sie jedoch die besten Noten unter den 14-19jährigen Jugendlichen. Sie liegt an erster Stelle der Rangliste der regelmäßigen NutzerInnen und an 2.Stelle der Rangliste der gelegentlichen NutzerInnen. Cluster B und C enthalten Einrichtungen, die zwischen den beiden Benutzergruppen sehr unterschiedlich bewertet wurden. Cluster D umfasst die größte Gruppe mit Einrichtungen, die von regelmäßigen und gelegentlichen NutzerInnen nahezu identisch bewertet wurden und durchschnittliche bis leicht überdurchschnittliche Noten erhielten. Cluster E schließlich umfasst jene Gruppe von Einrichtungen, die schlechtere

Noten erhielten und bei denen die gelegentlichen NutzerInnen sie in der Regel noch etwas besser bewertet haben. Die Einwertung orientierte sich am Mittelwert. Wichtig festzuhalten ist noch, dass selbst bei den am besten bewerteten Einrichtung es immer eine Bandbreite von Bewertungen gab, d.h. auch hier sich Jugendliche fanden, die diese Einrichtung überhaupt nicht gut bewertet haben. Umgekehrt galt auch: Bei den im Durchschnitt eher schlecht bewerteten Einrichtungen gibt es immer auch Jugendliche, die diese sehr gut finden.

Der Vergleich der am besten und der am wenigsten gut bewerteten Einrichtungen zeigt Unterschiede vor allem auf der kommunikativen Ebene. So geben bei den beliebten Häusern 63 % der regelmäßigen BesucherInnen an, auch mit den BetreuerInnen regelmäßig zu sprechen, bei den Häusern, die weniger gut abgeschnitten haben, sind es nur 32%. Sehr deutlich fällt auch der Unterschied in der Einschätzung aus, ob in einem Haus genug mitbestimmt werden kann: In den gut bewerteten Häusern bejahen das 58%, in den weniger gut bewerteten nur 33%. Außerdem sehen die Jugendlichen auch ihre Vorschläge und Ideen unterschiedlich wertgeschätzt. In den beliebten Häusern sagen 70%, dass darüber geredet wird, 16%, dass ihre Ideen auch in die Tat umgesetzt werden, nur 5% geben an, dass ihre Vorschläge abgelehnt würden. Anders in den schlechter bewerteten Häusern: Regelmäßige BesucherInnen, sagen zwar auch zu 60 %, dass über ihre Vorschläge und Ideen geredet wird, aber nur 6%, dass auch eine Umsetzung stattfindet, 28% geben an, dass ihre Vorschläge abgelehnt werden.

Aus den obigen Überlegungen folgen für uns folgende **Empfehlungen**

↳ **Zielgruppe und Angebotsmix.** Die Zielgruppe gibt die Richtung der Angebotsorientierung vor. Wenn in den meisten Häusern interkulturelle Integrationsarbeit im Mittelpunkt steht, folgt daraus der spezifische Mix an offenen und strukturierten Angeboten, an aufsuchender Jugendarbeit, gemeinwesenorientierten Aktivitäten und Einzelfallhilfe. Gerade mit dem Blick auf Integrationshilfe und Chancenausgleich für Benachteiligte beinhaltet dies auch personalintensive Angebote und lässt keine großen Nutzerzahlen zu.

↳ **Profilbildung und Spezialisierung.** Wie oben bereits dargestellt sollte in jedem Haus gerade auch über die Angebote eine Profilbildung stattfinden. In Bereichen Münchens, wo regional mehrere Freizeitstätten existieren, kann es Spezialisierungen geben (beispielsweise für bestimmte Szenenangebote) Sind Freizeitstätten eher auf weiter Flur (vor allem in den Stadtrandgebieten), braucht es größere Häuser mit einem kompletten Angebotsprofil.

- Profilbildung meint, dass aus dem Spektrum an offenen und strukturierten Angeboten eines (oder einige) Angebote mit besonderen Ressourcen ausgestattet wird. Im Vergleich zu anderen Freizeitstätten gewinnt diese Freizeitstätte hier einen besonderen Grad an Professionalität und Attraktivität
- Spezialisierung meint, dass ein Großteil der Angebote und Kapazitäten für einen bestimmten Angebotsbereich bzw. eine bestimmte Szene zur Verfügung steht.

↳ **Angebote, die auf Bewegung bzw. Sport abzielen, genießen nach wie vor hohe Priorität.** Hier verknüpfen sich Wünsche der Jugendlichen durchaus mit gesundheitspo-

litischen Zielsetzungen und Defiziten aus dem Bereich Schulsport. Über Freizeitstätten sollten gerade auch spontane Sportangebote und Formen des „Straßensports“ gefördert werden.

(**Intensivierung des Einbezugs der Jugendliche in Angebotsplanung und (Um-) Gestaltungsprozesse: Freizeitstätten sollten permanente Baustellen sein, die durch nachfolgende Generationen immer wieder verändert werden können.** Die aktive Aneignung einer Freizeitstätte über Mitplanung und -gestaltung kann in einigen Häusern durchaus intensiviert werden. Dort wo Jugendliche scheinbar zu wenig Interesse daran haben, muss mit neuen Formen der Beteiligung experimentiert bzw. auf bewährte Beispiele aus anderen Häusern zurück gegriffen werden. Keine Freizeitstätte sollte ohne Beteiligung der Jugendlichen renoviert bzw. saniert werden. Diese Aktivitäten dürfen nicht durch restriktive Auslegung von Vorschriften behindert werden.

4. Welches Lernfeld bieten Freizeitstätten – Die PISA-Frage

Nicht erst seit der Debatte um die Ergebnisse der PISA-Studie wissen wir, dass das Lernen ein komplexer, anspruchsvoller Prozess ist, der auch keineswegs nur auf den Lernort Schule fixiert ist. PISA hat uns aber auch besonders deutlich vor Augen geführt, dass der Erfolg von Bildungsinstitutionen keineswegs nur an den Lernfortschritten der Besseren oder gar Eliten festgemacht werden kann. Gerade jene, die Probleme in den klassischen Bildungsinstitutionen haben, brauchen auch andere Institutionen (wie Freizeitstätten) und deren informelle Lernprozesse. Wir wollten deswegen wissen, was bleibt an nachhaltigen Effekten? Welche Lernerfahrungen nennen Jugendliche, die vor 5 bis 10 Jahren in Freizeitstätten waren, d.h. auch, glauben sie überhaupt, durch die Zeit in einer Freizeitstätte etwas gelernt zu haben?

- Gemeinsam mit der Leitung der Einrichtung (Mooskito in Moosach) wurde ein Design und ein Leitfaden für Interviews mit ehemaligen regelmäßigen BesucherInnen entwickelt.
- Wir wollten von den Ehemaligen wissen, an was sie sich während ihrer Zeit im Jugendzentrum erinnern, was sie erlebt und gelernt haben, und welche Auswirkungen dies auf ihre Haltungen und ihr Verhalten bis heute hat.⁹

3 Kriterien wurden für die Auswahl der InterviewpartnerInnen (den ehemaligen NutzerInnen) festgelegt: Diese sollten

- unterschiedlich lange nicht mehr in der Einrichtung gewesen sein(faktisch waren es zwischen 4 bis 15 Jahren)
- in ihrer Mischung zur Hälfte aus Frauen und Männern und auch aus deutschen und nicht-deutschen Jugendlichen bestehen (4 Interviewte hatten keinen deutschen Pass).
- sowohl aus Jugendlichen bestehen, die als „sehr engagiert bzw. fordernd“ galten und solchen, die eher als ruhige, zurückhaltende und auch „passive“ Besucher in Erinnerung geblieben sind¹⁰
- Da wir die Jugendlichen, die derzeit in der Freizeitstätte sind, nur in der Momentaufnahme betrachten, aber nicht ihren Entwicklungsprozess begleiten können, war uns die Frage besonders wichtig: Würden die Ergebnisse heute auch noch gelten? Wie unterscheiden sich die beiden Generationen von NutzerInnen? Deshalb hatte für die Interpretation dieser Ergebnisse die integrierte Dialogphase¹¹ hier einen besondern Stellenwert.

9 Die 6 Kernfragen lauteten; Was hat Ihnen das Jugendzentrum bedeutet? Wie wichtig waren die PädagogInnen? Welche Rolle haben das Jugendzentrum und die PädagogInnen für Ihre berufliche Orientierung gespielt? Wie unterstützend war das Jugendzentrum für Kommunikation und Kontakte? Welche Rolle hat das Jugendzentrum bei der Suche nach Auseinandersetzungen gespielt? Schlussbilanz/Reflexion. Was hat Ihnen die Zeit im Jugendzentrum gebracht?

10 Die 15 Befragten waren zwischen 21 und 34 Jahren. Unter den Befragten war ein Ehepaar. Beide waren ehemalige StammesbesucherInnen des Mooskito. Die Ehefrau arbeitet nur gelegentlich in ihrem Beruf, während die restlichen 14 voll berufstätig waren. Die Berufspalette war bunt: vom Galvaniseur, Pizzaverkäufer, Kraftfahrer, Politesse, Sekretärin, Friseurin bis zum Restaurantmanager, um nur einige zu nennen. Alle 15 InterviewpartnerInnen waren in Moosach aufgewachsen und zur Schule gegangen. Der erste Kontakt zum Mooskito kam ähnlich wie bei den heutigen Jugendlichen vor allem über die Peers zustande (MitschülerInnen, FreundInnen, teils auch Geschwister). Motiv war die Suche nach Kontakten, Lust etwas zu machen, Neugierde und Langeweile

¹¹ siehe Darstellung des Untersuchungsdesigns im Anhang

Eine gute, wichtige Zeit. Im Rückblick wird der Besuch im Jugendzentrum als „gute Zeit“ gesehen. Dies ist wenig überraschend, bedenkt man die allgemeine Tendenz, rückblickend Ereignisse zu positivieren. Doch erstaunlich war, wie einhellig dieses Urteil erfolgte und zwar sowohl von den sogenannten „Engagierten“ als auch den „Passiven“.

Schlüsselkompetenzen gestärkt/entwickelt. Die eigentliche Überraschung bot jedoch die Einschätzung der Interviewten, wie wichtig die Erfahrungen im Jugendzentrum waren und dass sie wesentlich dazu beigetragen haben, ihr Selbstvertrauen und ihre Konfliktfähigkeit zu stärken sowie ihre Kommunikationsfähigkeiten zu verbessern. Dies führten sie weitgehend darauf zurück, dass sie ständig mit den PädagogInnen kommunizieren mussten, was auch damals schon etwas „uncool“ war, jedoch zu einem Abbau von Vorurteilen (gegenüber Erwachsenen, sowie anderen Nationalitäten) beitrug.

Des Weiteren gab ein großer Teil der Befragten an, dass sie im Jugendzentrum Möglichkeiten einer sinnvollen Freizeitgestaltung kennen gelernt haben. Wichtig war für sie im Rückblick das Gefühl, dass sie ohne Druck und Versagensängste Neues ausprobieren konnten. Gerade auch die verschiedenen „Werkstätten“ der Einrichtung wurden hier als wichtiges Erfahrungsfeld bewertet.

(Damals) **Wenig(er) Hilfe für die berufliche Integration.** Uns interessierte auch, ob das Jugendzentrum und die Arbeit der PädagogInnen eine direkte Rolle für die berufliche Orientierung gespielt hat. Hier konnten die InterviewpartnerInnen selbst nur selten einen direkten Zusammenhang sehen. Allerdings waren die Hilfen damals - nach Aussage der derzeitigen Leiterin der Einrichtung - noch nicht so strukturiert wie heute bzw. konkrete Unterstützungsangebote waren damals weitaus seltener. Indirekt für die berufliche Integration hilfreich waren aber auf jeden Fall der Erwerb bzw. die Stärkung der oben genannten Schlüsselqualifikationen, die in den Freizeitstätten auf informellem Wege gelernt und ausprobiert wurden.

Wichtige Rolle der PädagogInnen. Diese spielten in der Erinnerung eine nachhaltige Rolle. Die ehemaligen Besucherinnen betonten auch, dass durch den Besuch im Jugendzentrum ihr Vertrauen zu Erwachsenen gestärkt und zum Teil erst aufgebaut wurde. Dies geschah durch die Erfahrung von Vertrauen („uns wird vertraut“) und durch die „Berechenbarkeit“ der PädagogInnen, denn diese wurden als verlässliche BezugspartnerInnen (in ihren positiven und auch negativen Reaktionen) der Jugendlichen erfahren. Dem entgegen stand bei einigen der Interviewten die zum Teil chaotischen Familienerfahrungen, die solche Vertrauensbildungen nicht zuließen.

Aussagen von Beteiligten - Auszüge aus der Schlussbilanz: *Wenn Sie noch einmal zusammenfassen, was hat Ihnen die Zeit in der Freizeitstätte gebracht?*

- *„Man war nicht allein, hatte viele Freunde und hat Leute kennen gelernt. Man hat Selbstbewusstsein bekommen. Man wird für das spätere Leben vorbereitet.“*
- *„Es war mein zweites Zuhause. Im richtigen Zuhause habe ich nur geschlafen. Hier war ich sicher und gut aufgehoben.“*
- *„Geborgenheit. Manches mit anderen Augen zu sehen.“*
- *„Es hat viel Spaß gemacht. Die Zeit hat meinem Lebensweg viel Kraft und Mut gegeben. Ich habe mich nie im Stich gelassen gefühlt.“*
- *„Es hat mir den richtigen Weg gezeigt (bez. Drogen). Ich hab' gelernt, mir ein Ziel zu setzen. Mir wurde beigebracht, wie ich meine Interessen vertreten kann.“*

- *„Manchmal hat man von dem einen oder anderen irgendeine Sache gehört und wenn man dann näher mit ihm in Kontakt kam, habe ich herausgefunden, dass er gar nicht so war.“*
- *„Es war mein zweites Zuhause. Dass man irgendwo hingehört. Da gelte ich was. Da übergibt man mir Verantwortung.“*

Was erleben und lernen die heutigen BesucherInnen in den Freizeitstätten? Was die Jugendlichen heute tun und wollen, scheint auf den allerersten Blick wenig mit dem zu tun zu haben, was die Ehemaligen retrospektiv so gut fanden. Wie in Abschnitt 2 beschrieben treffen sich die heutigen Jugendlichen, um mit den Freunden Partys zu feiern und Billard, Fußball, Basketball zu spielen usw.. Die Rolle von Workshops, Werkstätten, Lernmöglichkeiten und Mitbestimmungsgremien werden weitaus weniger intensiv und gern genutzt. Auch für die Zukunft wünschen sich die Jugendlichen, dass Freizeitstätten als Treffpunkte weiter ausgebaut werden sollen.

Bedeutet diese Ergebnisse, dass die Jugendlichen, die heute Freizeitstätten besuchen, wirklich andere Angebote wertschätzen, als diejenigen, die vor fünf bis zehn Jahren in den Einrichtungen waren? Pointiert formuliert: Sind die, aus Sicht der Freizeitstätten doch erfreulichen Ergebnisse der Ehemaligenbefragung heute gar nicht mehr reproduzierbar, haben die einen gelernt und die anderen hängen nur noch ab? Wir denken, dass drei Thesen zugleich zutreffen

- Der Druck auf Jugendliche ist gewachsen, der Leistungsstress und die Anforderungen der Informationsgesellschaft erhöhen die Notwendigkeit zum Ausgleich „abzuhängen“. Auch führen Individualisierungsprozesse zu einem erhöhten Bedürfnis nach einfachen Kommunikations- und Aushandlungsprozessen im Peerbereich.
- Wenn in Freizeitstätten eine Vielfalt an Angeboten existiert, nutzen auch Jugendliche, die „sich in Freizeitstätten vorrangig treffen wollen“, immer wieder auch strukturierte Angebote und profitieren von den darin enthaltenen Lerneffekten. Generell gilt heute, dass Informelle Lernformen und –orte immer wichtiger werden
- Und der Erfahrung der am „Projekt Ehemalige“ beteiligten Einrichtungsleitung zufolge haben auch die ehemaligen Jugendlichen ihre Zeit mehr mit Partys und dem Treffen der Freunde verbracht, als dies in den Interviews den Anschein machen könnte. Die befragten Ehemaligen sehen ihre Zeit heute mit den Augen der Erwachsenen und mit der Erfahrung, was ihnen später tatsächlich auch genützt hat.

Zu dieser Einschätzung der Ehemaligen passen auch die Ergebnisse in der aktuellen Schulbefragung: Beide betonen gleichermaßen den wichtigen Stellenwert der BetreuerInnen.

In der aus der Schulbefragung gewonnenen Hitliste (der gewünschten Tätigkeiten) ist „mit BetreuerInnen reden“ bei den heutigen Jugendlichen eher im Hinterfeld zu finden, jedoch bei den faktischen Tätigkeiten der Jugendlichen ganz vorne. Selbst wenn man alle Besuchenden von Freizeitstätten nimmt (d.h. auch jene, die nur ab und zu da sind), hat in der Befragung fast jeder/jede Zweite angegeben, dass er/sie regelmäßig mit den BetreuerInnen spricht. Auch deckt sich in der Erfahrung aus den Projekten/Workshops heraus die inhaltliche Wertschätzung der BetreuerInnen von heute mit jener, die die ehemaligen Jugendlichen formuliert haben.

Deshalb sind wir der Meinung, dass der Aufforderungscharakter, den viele Angebote aus dem nicht offenen Bereich haben, weiter wichtig bleibt. Unsere These lautet daher: **Die Vielfalt bei den Angeboten ist notwendig – auch wenn die Wertschätzung erst im Rückblick erfolgt.**

Aus den obigen Überlegungen folgen für uns folgende **Empfehlungen**

Freizeitstätten sind für ihre Zielgruppe wichtige informelle Lernorte, vor allem über ihre Angebote:

- die ohne Leistungsdruck Erfahrungsräume bieten.
- die das Erlernen von Kulturtechniken und Schlüsselqualifikationen ermöglichen.

Informelle Lernorte brauchen Angebote und Selbstbestimmung. Und sie leben von Motivations- und Reflexionsarbeit.

Gerade deswegen ist es aber auch wichtig, in den Teams die verschiedenen strukturierten Angebote darauf hin zu reflektieren, welche Lern- und Erfahrungsmöglichkeiten sie für die NutzerInnen haben. Wird dies auch den Jugendlichen bewußt bzw. ist es sinnvoll und möglich, dies mit ihnen zu besprechen? Wir denken, dass es von Fall zu Fall auch sinnvoll sein kann, diese zu bescheinigen (d.h. Zertifikate für den Erwerb bestimmter Kompetenzen, beispielsweise bei der Betreuung des Cafes, usw... zu vergeben) und auch darüber den Wert bestimmter Angebote Jugendlichen deutlicher zu machen.

Informelle Lernorte brauchen Inszenierung und Ressourcen. Vorhandene Ressourcen für Inszenierungen stärker nutzen.

Der Bildungsauftrag der Freizeitstätten (als informelle Lernorte, gerade auch wegen PISA) muss offensiv nach außen und innen formuliert und weiterentwickelt werden.

Sowohl im Innen- als auch im Außenbild wird dieser Aspekt noch vernachlässigt. Die Gespräche mit den PädagogInnen haben gezeigt, dass in Abgrenzung zur Schule Freizeitstätte teilweise als lernfreie Zonen markiert werden. Wir denken, dass hier eine Abgrenzung gegenüber formalen Lernsettings gemeint ist. Unproduktiver Nebeneffekt ist allerdings, dass dabei die Chancen der Freizeitstätten im informellen Lernbereich zu wenig gesehen und vor allem auch viel zu wenig nach außen (als Markenzeichen) getragen wird.

Was ist mit Konzepten von Selbstöffnung bestimmter Gruppe zu bestimmten Zeiten?

Räumen für Mädch

5. Woher kommen die Jugendlichen der Freizeitstätten? - Fragen zur Sozialraumorientierung

Fragen zum regionalen Einzugsbereich oder auch zur sozialräumlichen Orientierung gehören zu den klassischen Themen planerischer und praktischer Arbeit im Bereich offener Kinder- und Jugendarbeit. Ebenso gibt es in München seit längerer Zeit eine für die Steuerung und Angebotsstruktur relevante Unterscheidung in Einrichtungen mit einer regionalen und einer überregionalen Ausrichtung. Die Freizeitstätten, um die es in dieser Untersuchung geht, werden zu den regionalen Angeboten gezählt.

Mit der Diskussion um die Sozialraumorientierung hat diese Debatte einen neuen Stellenwert erhalten.¹² Der folgende Abschnitt leistet insofern einen Beitrag zu dieser Debatte, als er aufgrund der Ergebnisse der Befragung die Frage untersucht, wie eng die Jugendlichen an Freizeitstätten in ihrem Stadtteil gebunden sind bzw. welche Wege sie in Kauf nehmen, um auch Freizeitstätten in anderen Stadtteilen zu nutzen.

Zur Beantwortung dieser Fragen wurden

- zZum einen die Interviews mit den Jugendlichen genutzt. Ziel war zu erfahren, welche Bedeutung die regionale Nähe einer Freizeitstätte für sie hat.
- Vor allem wurden aber über die Daten der Schulbefragung der Einzugsbereich der Freizeitstätten und das regionale Nutzungsverhalten der Jugendlichen analysiert, u.a.
 - ob sie nur eines oder mehrere Freizeitheime kennen,
 - welches diese konkret sind, in welcher Intensität sie diese nutzen,
 - und mit welcher Note sie diese Freizeitstätten in ihrem und außerhalb von ihrem Stadtteil bewerten¹³

Jugendliche sind mobil. Wie zu erwarten besucht oder kennt nahezu die Hälfte der befragten Jugendlichen zumindest eine Freizeitstätte in unmittelbarer Nähe, das heißt im Stadtteil, in dem sie auch leben (47,4 Prozent). Die Annahmen, dass sich dieser Anteil deutlich höher ausfällt, wenn man nur auf jene Jugendlichen blickt, die auch tatsächlich Freizeitstätten besuchen, trifft nicht zu. Je intensiver Jugendliche Freizeitstätten auch tatsächlich nutzen, desto weniger sind sie an eine Freizeitstätte in ihrem Stadtteil gebunden.

¹² Natürlich gab es auch hier bereits weitergehende Fragen, siehe die Debatte, ob die überregionalen Einrichtungen nicht solche sind, die viel näher am „Puls des jugendlichen Zeitgeists“ stehe sindn.

¹³ Die Jugendlichen wurden in der schriftlichen Befragung gebeten,.....

Tabelle 1: Mobilität bestimmter Besuchergruppen (Angaben in Prozent, N=2067)

	Genannte Freizeitstätte(n) und Wohnung im gleichen Stadtteil	Genannte Freizeitstätte(n) und Wohnung in unterschiedlichen Stadtteilen
Regelmäßige BesucherInnen	40,6	59,6
Gelegentliche BesucherInnen	45,5	54,5
War schon einmal in einer Freizeitstätte	50,6	49,4
Ich kenne eine Freizeitstätte, war aber nie dort	65,1	34,9

Anders formuliert: Der Typ des/r „regelmäßigen FreizeitstättenbesucherIn“ kennt und nutzt nicht nur die Freizeitstätte seiner näheren Umgebung, sondern auch Freizeitstätten in anderen Stadtteilen.

Diese Mobilität nimmt erwartungsgemäß mit dem Alter zu. Je älter Jugendliche werden, desto größer ihr Aktionsradius. Interessant an der folgenden Tabelle ist deshalb weniger die Bestätigung dieser Annahme, sondern

- dass bereits fast die Hälfte der 13Jährigen „überregional“ mobil sind, d.h. schon in diesem Alter Freizeitstätten in anderen Stadtteilen nutzen,.
- dass der Trend sich bei den über 18jährigen wieder umkehrt. Die Erklärung dafür könnte in einer besonders starken Bindung zu „ihrer“ Freizeitstätte liegen. Sie suchen hier (durch gelegentlichen Besuch) etwas, was sie als Heimat erlebt haben.

Tabelle 2: Kennen und besuchen Jugendliche Freizeitstätten nur im eigenen Stadtteil? (Angaben in Prozent, N=2067)

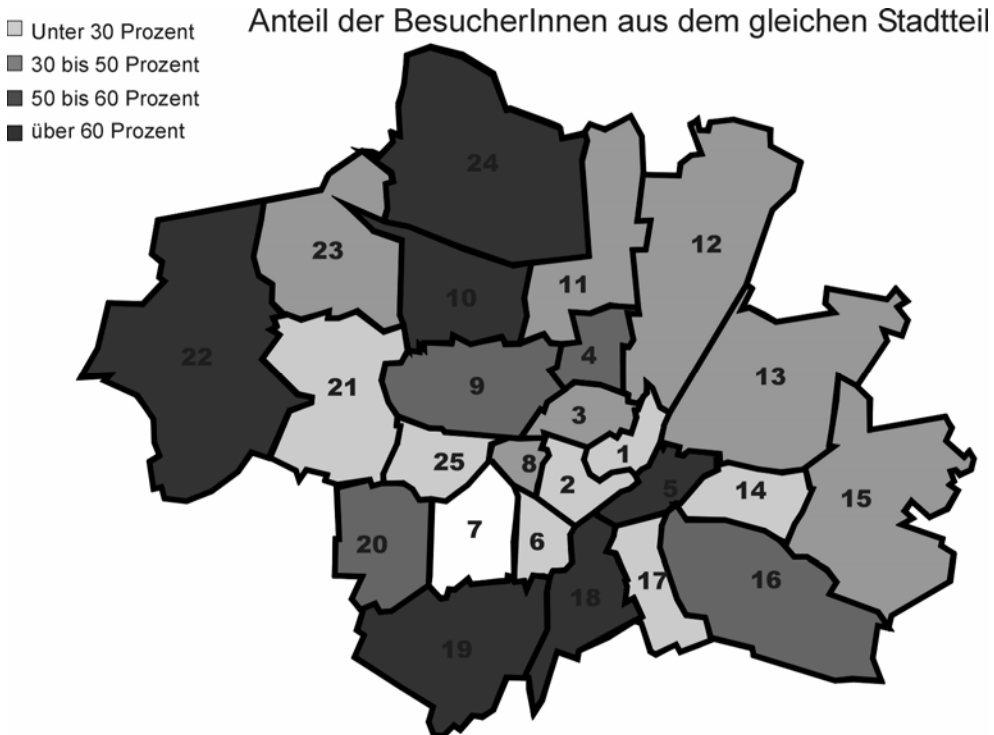
	Freizeitstätte und Wohnung im gleichen Stadtteil	Freizeitstätte und Wohnung in unterschiedlichen Stadtteilen
Jugendliche bis 13	51,9	48,1
Jugendliche bis 14	51,3	48,7
Jugendliche bis 15	48,6	51,4
Jugendliche bis 16	44,3	55,7
Jugendliche bis 17	40,0	60,0
Jugendliche bis 18	44,3	55,7
Jugendliche ab 19	45,6	54,4

Nicht-deutsche Jugendliche sind mobiler. Diese Mobilität fällt bei den nicht-deutschen Jugendlichen deutlich höher aus, als bei die deutschen Jugendlichen. So nutzen nur 69% der nicht-deutschen Jugendlichen auch Freizeitstätten außerhalb des Stadtteils, in dem sie wohnen. Bei den deutschen Jugendlichen liegt der Anteil deutlich niedriger (53%) liegt.

Mädchen sind genau so mobil wie die Jungen. Zwischen den Geschlechtern gibt es keine Unterschiede

Rahmenbedingungen der Mobilität. Wie die folgende Karte zeigt, ist hängt die Frage der Mobilität natürlich auch von verschiedenen Rahmenbedingungen ab

Abbildung 8: Mobilität beim Besuch von Freizeitstätten



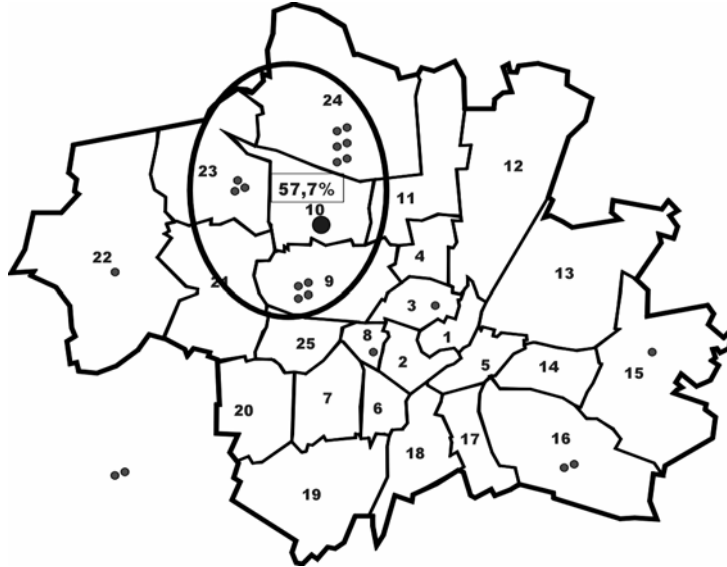
- **Wegezeiten:** Jugendlichen InnenstadtbewohnerInnen verlassen häufiger ihren Stadtteil, als die Jugendlichen an den Rändern der Stadt. Ein Grund könnte sein, dass sie mit relativ wenig zeitlichem Aufwand viele Einrichtungen erreichen können.
- **Früherer Wohnort:** Aus den Interviews wurde deutlich, dass einige Jugendliche auch Monate nach einem Umzug noch in ihre alte Freizeitstätte zurückkehren bzw. diese zusätzlich ab und zu besuchen.
- **Großes Angebot bindet stärker.** Am Beispiel der Innenstadtgebiete mit guter Versorgung wie Haidhausen (5 Einrichtungen) kann man sehen, dass dies Jugendliche an den Stadtteil stärker bindet (Nutzung nur im eigenen Stadtteil 68,0 Prozent). Umgekehrt sieht man am Beispiel Allach-Untermenzing, dass trotz schwieriger Verkehrsverbindungen die Mehrheit der Jugendlichen (57,4%) auch Freizeitstätten anderer Stadtteile nutzt. Der Grund liegt in den beiden Freizeitstätten (die eine ist sehr klein und wird ständig von den Nachbarn mit Streit konfrontiert, die zweite liegt etwas abgelegen und ist mit öffentlichen Verkehrsmitteln schwer erreichbar).¹⁴

Unterschiedliches Nutzungsprofil von Einrichtungen. Aus den bisherigen Überlegungen folgt, dass das für einen Großteil der Einrichtungen gilt, dass ihre BesucherInnen sich aus einem regional breit gestreuten NutzerInnenkreis zusammensetzen. Man kann dabei verschiedene regionale Nutzungsmuster unterscheiden.¹⁵

¹⁴ Eine Rolle spielt natürlich auch, wenn Freizeitstätten nahe an einer Stadtteilgrenze liegen oder/und die Größe eines Stadtteils. Mit Ausnahme des Stadtbezirks 21 haben alle Stadtteile mit einer sehr geringen, ausschließlich stadtteilorientierten Nutzung eine kleine Fläche.

¹⁵ Verteilung und Zahl der Punkte zeigen, woher die einzelnen Besucher kommen.

Typ A schwerpunktmäßig regional genutzte Einrichtung



Diese Einrichtung hat einen lokal umgrenzten Einzugsbereich. 57,7% der Nutzer kommen aus dem Stadtbezirk 10. Ein Großteil der weiteren NutzerInnen stammt aus dem Münchner Nordwesten, d.h. den angrenzenden Stadtbezirken 23,24 und 9.



I

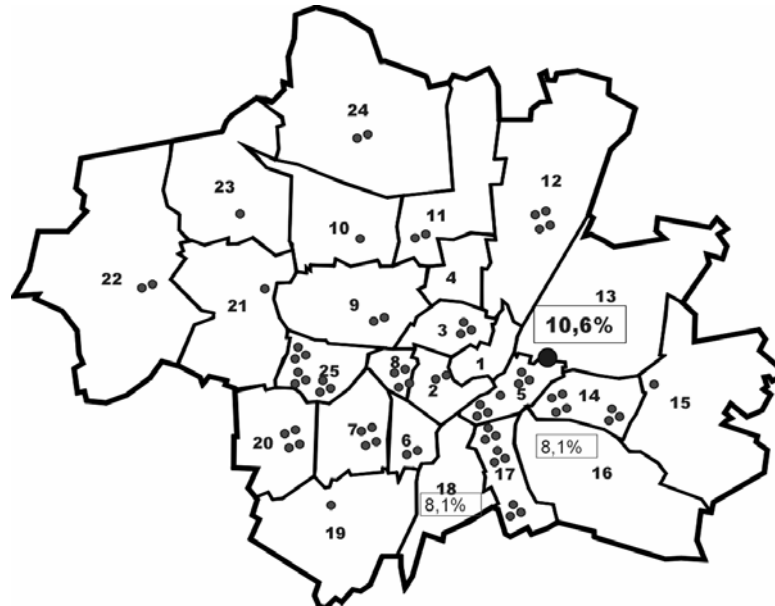
Ähnliches gilt für diese Einrichtung. Auch hier stammen die Hälfte der NutzerInnen aus dem Stadtteil, in dem die Freizeitstätte liegt (25. Stadtbezirk). Zugleich gibt es auch hier eine starke Ausstrahlung auf alle umliegenden Bezirke 6,7,8,9,20 und 21.

Typ B schwerpunktmäßig überregional genutzte Einrichtungen

Im Unterschied zu den Beispielen für Typ A stammt hier „nur“ jeder fünfte (19,1%) Jugendliche der oben dargestellten Einrichtung aus dem Stadtbezirk der Einrichtung (12). Die anderen 80% verteilen sich über weitere 15 Stadtteile Münchens. Ein Grund für diesen breiten Einzugsbereich ist das spezifische Angebot dieser Freizeitstätte, das sich an eine bestimmte, nicht regional gebundene Szene wendet.



Es muss jedoch nicht immer ein szenespezifisches Angebot sein. Das zweite Beispiel zu diesem Typ zeigt den Einzugsbereich einer Einrichtung, die Jugendliche fast aus dem gesamten Stadtgebiet als



Nutzer kennt. Ihr Angebotsprofil richtet sich auf keine spezifische Szene. ohne Da die Einrichtung zudem am Rand ihres Stadtbezirks 13 liegt, kommen auch nur 10.6% der NutzerInnen aus diesem Stadtbezirk selbst. Die übrigen Besucher stammen aus dem gesamten Stadtbezirk mit einer Bündelung auf die fünf südlich gelegenen Stadtteile

Ein Blick auf die Verteilung dieser Typen zeigt, dass die regionalen Einrichtungen von Typ A zwar überwiegen (58,5 %), aber auch der eher überregionale Typ B stark vertreten ist (41,5%). Beide Typen werden von Jungen und Mädchen gleichermaßen besucht. Und auch in der Bewertung gibt es keine signifikanten Unterschiede, es werden also weder die Häuser im eigenen Stadtteil etwa aus „lokalpatriotischen“ Gründen besser bewertet, noch die, die sich eher der Szenearbeit verschrieben haben und damit Treffpunkte und „Heimat“ schaffen.

Mobilität und starke Bindung an Freizeitstätte schließt sich nicht aus. Es wäre falsch aus dem bisher gesagten zu schließen, dass die Mehrheit der Jugendlichen ein „Freizeitstättenhopp“ betreibt. Die meisten der jugendlichen NutzerInnen haben eine Freizeitstätte, in die sie regelmäßig(er) gehen. Diese muss allerdings nicht im eigenen Stadtteil liegen.

Aus den obigen Überlegungen ergeben sich folgende **Empfehlungen**.

⌋ **Eine Stärkung der Sozialraumorientierung darf keine Fixierung auf eine Sozialregion bedeuten.** Freizeitstätten sollen und müssen sich in der Region/dem Stadtteil, in dem sie sich befinden, vernetzen und auf Bedürfnisse der Jugendlichen Bezug nehmen. Offene Kinder- und Jugendarbeit heißt aber auch, dass sie zugleich auch für alle Münchner Jugendlichen offen stehen müssen. Gerade die regelmäßigen NutzerInnen schätzen es, unterschiedliche Freizeitstätten zumindest gelegentlich nutzen zu können.

⌋ **Vorsicht bei Kennzifferbildung und bei Budgetierung: „Jugendliche Sozialräume“ sind grenzüberschreitend: teilweise regional und teilweise überregional.** Würden Gelder (Budgets) an die Zahl der Stadtteilnutzer gebunden, würde dies Einrichtungen mit einem großen Teil an stadtteilübergreifenden Nutzern schlechter stellen und das mobile Nutzen behindern.

⌋ **Neubewertung der Unterscheidung von regionalen und überregionalen Einrichtungen notwendig.** Die Unterscheidung suggeriert eine räumlich unterschiedliche Ausrichtung aber auch Nutzung dieser Angebotstypen. Sinnvoller wäre es, Unterschiede auf einer inhaltlichen als auf einer räumlichen Ebene festzumachen. In dieser Begrifflichkeit hat diese Unterscheidung sich überlebt (bzw. war immer schon irreführend).

⌋ **Erhöhte planerische Aufmerksamkeit für Stadtteile/Sozialregionen, die „abgehängt sind“, d.h. Jugendlichen weniger Möglichkeiten des mobilen Nutzens anderer Freizeitstätten bieten.** Stadtteile, die eine mobile Nutzung unterschiedlich gelegener Freizeitstätten aufgrund ihrer Distanz und verkehrlichen Anbindung erschweren, bedürfen einer besonderen planerischen Aufmerksamkeit. Freizeitstätten sollten in diesen Stadtteilen besser ausgestattet sein und ein breiteres Angebot zur Verfügung stellen, da Jugendliche sich dieses nicht patchworkartig von verschiedenen Freizeitstätten holen können.

6. Der Querschnittsblick

Perspektive 1: Gender

Warum gehen Mädchen nicht so regelmäßig in Freizeitstätten? Was gibt es für mädchenspezifische Angebote, welche Einstellungen zu Mädchen und Mädchenarbeit gibt es in den Häusern? Gibt es auch spezielle Angebote für Jungen, oder werden deren Interessen im offenen Betrieb vollständig abgedeckt?

Für diesen Bereich der Freizeitstättenarbeit haben wir uns auch auf die Aussagen der Fachkräfte gestützt, da dies ein gesetzter und von PädagogenInnen geforderter Bereich ist

- In der Einrichtungsbefragung haben Fachkräfte geschlechtsspezifische Projekte mit Kindern und Jugendlichen beschrieben.
- In den ExpertInnengesprächen war die Arbeit mit Mädchen und Jungen immer ein extra Themenpunkt.
- Durch eine geschlechtsdifferenzierte Auswertung der Schulbefragung haben wir Erkenntnisse über die unterschiedlichen Kenntnisse und Nutzungsgewohnheiten der Freizeitstätten durch Mädchen und Jungen gewonnen.
- In mehreren Projekten haben wir dieses Thema in den Mittelpunkt gestellt.
 - o Mädchen haben den „Mädchentest“ gemacht und auf einem Plakat festgehalten, wann eine Einrichtung „mädchentauglich“ ist.
 - o In einer Einrichtung für Mädchen haben sie beschrieben, was dort besonders ist, was ihnen gut gefällt, aber auch, was ihnen Angst macht.
 - o Im Projekt Videobox haben sich Mädchen zum Mädchentag geäußert.

Mädchen kennen genauso viele Freizeitstätten, aber sie besuchen sie nicht so regelmäßig. Dies sind Ergebnisse aus der Schulbefragung. Diese zeigt auch: Mädchen, die Freizeitstätten gelegentlich oder regelmäßig nutzen, haben die gleichen Motivationswege wie Jungen, nämlich überwiegend über Freundinnen und Freunde. Für die nicht-deutschen Mädchen kommt noch ein Grund hinzu, den alle anderen nicht haben: 16% sagen, dass die fehlende Erlaubnis ihrer Eltern ein wichtiger Hinderungsgrund sei.

Dafür, dass Mädchen nicht in die Freizeitstätte gehen, finden sich eher weniger Gründe, die in den Freizeitstätten selber liegen würden. Weder, dass ihnen die Angebote der Häuser nicht gefallen würden, noch haben sie generell Probleme mit den dortigen BetreuerInnen. stärker noch als bei den Jungen gibt das Votum der Freundinnen den Ausschlag, und etwa die Hälfte gibt als Grund für den Nicht-Besuch an, schlicht keine Zeit zu haben.¹⁶ Aus den Projekten und Gesprächen wurde klar (deutlicher als in der Schulbefragung), dass für Mädchen Gestaltung, Umgebung und Atmosphäre sehr wichtige Kriterien beim Zugang zu Freizeitstätten sind., Eine Umgebung, in der sie sich wohl fühlen können, die nach ihren Wünschen eingerichtet ist, spielt für sie eine viel größere Rolle als für Jungen.

¹⁶ Gilt in gleichem Masse auch für die deutschen Jungen, nicht jedoch für die nicht-deutschen Jungen. Bei diesen spielt der Zeitfaktor eine geringere Rolle.

Mädchen und Jungen haben andere Anforderung an Ästhetik und Gestaltung. Mädchen haben meist genaue Vorstellungen, wie ein Raum beschaffen sein muss, damit sie sich wohl fühlen:

In einem Projekt in einer Mädcheneinrichtung hat sich durch Befragung der Besucherinnen und der Betreuerinnen und durch Beobachtung ergeben, dass Mädchen sich wohl fühlen in:

Schön gestalteten Räumen, am Tresen, an dem man Kakao trinken kann, in sehr ruhiger freundlicher Atmosphäre, nichts ist schmutzig, nichts kaputt, die Luft ist gut, es wird gelüftet. Es gibt Ruhe für Hausaufgaben. An den Wänden hängen ganz viele Bilder und Zeichnungen und die Namen der Besucherinnen, die Farben der Wände wurden gemeinsam mit den Betreuerinnen ausgewählt, auch der Computerraum ist sehr gemütlich eingerichtet, gar nicht kahl und funktionell. Die Mädchen brauchen und wollen nicht viele Angebote, sie machen gerne Dinge gemeinsam, vor allem Übernachtungen und Fahrten sind beliebt, aber einzelne Mädchen spielen auch gerne mal Fußball, wünschen sich Außenräume zum Austoben, ohne mit Nachbarn anzuecken.

Jungs nehmen die Einrichtungen erst mal wie sie sind und erst nach einer Weile, wenn eine Bindung entstanden ist, fangen sie an, sich auch um Atmosphärisches zu kümmern und sich über Gestaltungsfragen Gedanken zu machen. Gestaltung ist für Jungen zudem schwieriger. In ihrer Sozialisation wurden sie weniger damit konfrontiert wie man einen Raum schön einrichtet, damit man sich auch darin wohl fühlt. Es ist, wie die PädagogInnen vermitteln, oft ein zäher Prozess, es mit ihnen gemeinsam zu erarbeiten:

*„... die **Umgestaltung des Jungenzimmers**, ..., ist eine elende, mühsame Geschichte. Und wir legen großen Wert drauf, dass die das mitgestalten – aber da musst du die Jungs wirklich zum Jagen tragen. Also bis die da soweit sind, dass die das wahrnehmen, das dauert ewig.*

Also dann, wenn ich am dritten Dienstag dann immer noch nur zwei da hab', die über Couch und Regal mitbestimmen, dann bestimme ich mit den zweien, die da sind, die Couch und das Regal und dann wird das auch gekauft. Und dann laufen die anderen Amok.

Und wenn das Jungenzimmer neu gestrichen werden soll... dann kam wie üblich – der Klassiker, ...- schwarz streichen und dann die Insignien der Männlichkeit rein. Das heißt, Poster von Autos, von möglichst wenig bekleideten Mädels, das ganze schummrig, drei Kerzen auf den Tisch und eine gescheite Anlage. Also das ist so ...

Also nach spätestens vier Wochen bist du in dem Raum depressiv. [lacht] Und das ist zum Beispiel was wahnsinnig Schwieriges, das mit ihnen zu besprechen.

I: Haben Sie die das schon mal ausprobieren lassen?

... Und das sind so Prozesse, da passiert dann sehr viel innerhalb dieses Aushandlungsprozesses. Und da passiert dann auch sehr viel Mitbestimmung, aber auch so atmosphärisches Gestalten. Da kriegen die einen Bezug dazu. Die Mädchen haben sich sehr schnell eine relativ schöne Couch ausgesucht und haben sich sehr schnell eine relativ schöne Umgestaltung des Raumes vorstellen können. Die sind das gewohnt, die haben auch einen Zugang dazu. Die kriegen das, also innerhalb ihrer Sozialisation Sozialisation, viel eher beigebracht, die kriegen da einen Zugang dazu. Den Jungs fehlt das oft komplett.“ (ein Mitarbeiter einer Freizeitstätte im Interview)

Mädchenarbeit ist ein fast in allen Häusern wichtiger Bestandteil der Arbeit. Leitlinien für die Mädchenarbeit (und zum Teil auch für Jungen) sind in einzelnen Häusern erarbeitet, spezielle Angebote für Mädchen und inzwischen zum Teil auch für Jungen sind zum Standard der offenen Jugendarbeit geworden. Meist finden diese Angebote in räumlicher oder zeitlicher Trennung zu den anderen Angeboten statt, das heißt, es wird ein Mädchen- respektive Jungenzimmer eingerichtet oder es gibt Tage bzw. Nachmittage an denen nur Mädchen Zugang zur Einrichtung haben. Manchmal werden auch Projekte speziell für Mädchen oder Jungen angeboten, oft handelt es sich hier um Gewaltpräventionsmaßnahmen wie Selbstbehauptungskurse.

Grundsätzlich gilt, dass die Freizeitstätten in einem wesentlich größeren Anteil von Jungen als von Mädchen genutzt werden., Dass Mädchen ihre Räume und Plätze im öffentlichen Raum

im gleichen Maß haben oder sie sich zumindest erobern und dann verteidigen können, scheint immer noch schwierig. Mädchen sind hier meistens auf die Unterstützung von PädagogInnen angewiesen. In den Interviews mit MitarbeiterInnen der Freizeitstätten wurden diese besonderen Maßnahmen als notwendig beschrieben, um Mädchen den Zugang zu den Häusern zu erleichtern. Oft wurde auch gesagt, dass sie es von Seiten des Trägers als Aufgabe auferlegt bekommen, die Hälfte der Angebote für Mädchen vorzuhalten. Die Realität der Nutzung ist jedoch von diesen Zielen deutlich entfernt: 80% der befragten Einrichtungen geben einen Mädchenanteil von unter 50% an. Nur in den Einrichtungen für Kinder liegt der Anteil der Mädchen höher als die angestrebten 50%. In den Einrichtungen, in denen nur Jugendliche verkehren, sind meist weniger als ein Drittel der Nutzer Mädchen.

Mädchenarbeit wird ambivalent gesehen. Nach wie vor ist Mädchenarbeit auch bei den Mädchen selbst ein Diskussionsthema. Besonders umstritten sind die Mädchentage, an denen Jungen die Häuser gar nicht betreten dürfen. Aber die Hinterfragung geschieht nicht nur durch die Jungen sondern gerade auch durch die Mädchen, die diesen Angeboten meist ambivalent gegenüber stehen. Einerseits genießen sie, einmal die „Macht“ über das Haus zu haben, sich ungestört ausagieren zu können, auch mal ihre Musik selbst auflegen zu dürfen, dazu ungehemmt zu singen und zu tanzen. Gleichzeitig vermissen sie die männlichen Freunde und „Bewunderer“, finden zum Teil die Mädchenangebote langweilig. Auf jeden Fall verneinen sie fast immer die Notwendigkeit, vor den Jungen „beschützt“ werden zu müssen. Jungen äußern das Argument, dass sie sich benachteiligt fühlen, wenn es besondere Angebote für Mädchen gibt, an denen sie nicht teilnehmen dürfen.

Das Spannungsfeld, das mit der Genderthematik verknüpft ist, wird auch bei den PädagogInnen deutlich, wie der folgende Interviewausschnitt zeigt:

„Ich weiß nicht, warum die Mädels immer so hofiert, also so besonders – das ist so ein, so ein Tick, hab’ ich den Eindruck, von denen, von dem Jugendamt, dass Mädchen besonders gefördert werden müssen. Ja? Also ich hab’ zum Beispiel einen extra Raum gekriegt mit der Begründung: Ich brauch’ einen Mädchenraum. Geht durch. So was geht durch. Ich halt schon auch für wichtig, dass die Mädels gefördert werden und dass die emanzipatorisch gefördert werden, aber irgendwo darf man die Jungs auch nicht vergessen.“

Und man muss sie auch beschützen. Also man muss ihnen zum Beispiel auch ... anfeuern auch, dass sie sich behaupten, ja? Dass sie am Computer sitzen bleiben, wenn ein Kerl kommt, der hin will. So was. Oder dass sie durchaus – also ich hab’ zum Beispiel auch mal einen Billardunterricht gegeben an die Mädels, ja, weil sie sich nicht getraut haben hinzugehen, weil sie’s nicht können. Bis dahin, dass sie halt die Jungs abgezockt haben ohne Ende. Und so muss das sein, find’ ich. Also dieser Emanzipationsgedanke, der ist schon auch sehr wichtig. Und auch die Mädels, die brauchen das Bewusstsein, dass sie was zu sagen haben. Auch wenn mehr Jungs hier sind wie Mädchen. Und da denk’ ich, sind die beiden – also ich und meine Kollegin – halt wichtig in der Beziehung, dass wir das auch vormachen. Und vom, also gleich schon von der Beteiligung, Mitbestimmung, sind die Mädchen sehr viel aktiver wie die Männer. Viel aktiver...“ (eine Mitarbeiterin in einer Freizeitstätte im Interview)

Wir haben von zahlreichen Versuchen (initiiert von männlichen Nutzern) gehört, geschlechtsspezifische Angebote wieder abzuschaffen. Wenn dies zu inhaltlichen Auseinandersetzungen führt, halten wir es im Sinne der Thematik für vorteilhaft. Denn durch die Infragestellung der geschlechtsdifferenzierten Angebote wird immer wieder aufs Neue eine Diskussion mit den Jugendlichen möglich. Gerade in der offenen Arbeit ist die parteiiche Arbeit mit Mädchen und jungen Frauen, die auf der einen Seite die Genderproblematik reflektiert und auf der anderen Seite die Machtunterschiede thematisiert, besonders wichtig, da viele Mädchen hierfür keine anderen Lebensräume haben.

Es gibt in den Einrichtungen viele gute Beispiele geschlechtsspezifischer Arbeit, wobei es nach wie vor zu wenig Jungenprojekte gibt. In der Einrichtungsbefragung wurden beispielsweise 27

spezielle Mädchenprojekte aber nur 7 Projekte mit Jungen beschrieben. Die guten Beispiele ersetzen und verhindern jedoch nicht die Auseinandersetzung vor Ort mit dem Thema. Mädchen- und Jungenarbeit bleibt auch in den nächsten Jahren eine besondere Aufgabe in der offenen Arbeit, da es für Jugendliche kaum Experimentier- und Lernfelder gibt, ihre Geschlechterrollen wirklich gleichberechtigt zu entwickeln.

Aus den obigen Ausführungen ergeben sich für uns folgende **Empfehlungen**

(**Von der Prinzipienfrage zum Lern- und Experimentierfeld.** Noch immer ist der Umgang mit der Geschlechterperspektive ein spannungsgeladenes Thema. Teilweise zu wenig manchmal zu viel, stellenweise zu dogmatisch werden Konzepte in die Praxis überführt. Die Jugendlichen spüren dies, und ihre eigene Unsicherheit und Ambivalenz führt zu paradoxen Reaktionen und erschwert den Umgang mit dem Thema.

- Lern- und Experimentierfelder berücksichtigen auch, dass hier ein nicht lösbares Spannungsfeld, zugleich aber ein großer Möglichkeitsraum liegt.
- Dort wo Gender kein Konfrontationsthema ist und nicht als nicht zu hinterfragendes Grundsatzparadigma gehandelt wird, entstehen gerade aus der Diskussion positive Ansätze und Reflexionen, die die Entwicklung der eigenen Geschlechterperspektive fördern.

(Neben der kommunikativen Ebene des Umgangs sehen wir vor allem auch eine fruchtbare Experimentierfeld im **räumlichen Gestalten**. Wenn Jugendliche wieder stärker die Möglichkeit erhalten und nutzen, ihre Freizeitstätten räumlich zu verändern, ergibt sich ein weiterer Bereich geschlechtsspezifischer Aneignungs- und Lernprozesse (mit geschlechtsspezifisch getrennten wie gemeinsamen Aushandlungsbereichen).

Perspektive 2: Menschen mit Behinderung

Ein weiterer Aspekt der Querschnittsarbeit, ist die Integration von Jugendlichen mit unterschiedlichen körperlichen, seelischen und geistigen Behinderungen. Hier stellte sich auch in unserer Untersuchung die Frage: **Integration der Behinderten – ein Mythos, ein Randthema oder ein Tabu**

- Zu dieser Frage fanden Interviews mit PädagogInnen und Jugendlichen eines integrativen Jugendtreffs statt.

Ist Integration Jugendlicher mit unterschiedlichen Behinderungen im Jugendzentrum möglich, gibt es sie im Jugendzentrumsalltag überhaupt? Die Integration ist möglich, wenn in einer Freizeitstätte ausreichend Wissen, Personal und behindertengerechte Infrastruktur möglich ist. Im Rahmen unserer Studie war es jedoch nicht möglich zu erheben, inwieweit diese drei Ressourcen tatsächlich vorhanden sind. Zudem traten drei andere Probleme in den Vordergrund:

Das „Freie Zeit“-Problem: Jugendliche mit unterschiedlichen Behinderungen, die in speziellen Einrichtungen betreut werden, haben einen stark strukturierten Tagesablauf. Durch diese Tages- und Wochenstruktur sind sie unter der Woche meist komplett verplant. Zudem bieten die

spezifischen Einrichtungen selbst selbst oft (selbst) eigene Freizeitangebote an. Hier können auch Konkurrenzsituationen entstehen. Die Erfahrung der MitarbeiterInnen zeigt, dass Jugendliche mit unterschiedlichen Behinderungen oft zu wenig wissen, was nicht strukturierte Freizeit eigentlich ist, da sie rundherum betreut werden. Neu ist für sie dann in einer Freizeitstätte, dass ihre Zeit nicht limitiert ist, dass sie einfach stundenlang nur rumhängen können, wenn sie es wollen. Manchmal scheint es für sie aber auch schwierig, ihre Zeit selbständig zu gestalten.

Das „Eltern-Problem“: Ein weiterer Hinderungsgrund für Jugendliche mit unterschiedlichen Behinderungen, ein Jugendzentrum zu nutzen, können auch die Eltern sein, die ihren jugendlichen Kindern den Besuch in einer offenen Einrichtung nicht ohne Weiteres zutrauen.

Das Unsicherheitsgefühl: Die Erfahrungen der interviewten Jugendlichen zeigen, dass es auch unter Jugendlichen mit unterschiedlichen Behinderungen einige gibt, die sich gerne auch außerhalb der Strukturen der Behindertenarbeit Räume erobern möchten und von diesen profitieren könnten. Genauso wie Nicht-Behinderte davon profitieren würden, wenn sie durch häufigere Begegnungen mit Personen mit Behinderungen Unsicherheiten und Ängste abbauen könnten. Diese Jugendlichen sagen aber auch, dass sie andere Jugendliche kennen, die sich nicht wohl fühlen, wenn sie mit Behinderten zusammentreffen, die unsicher werden und deshalb damit nicht konfrontiert werden wollen. Unsicherheiten und Berührungsängste sowohl der Behinderten als auch der Nicht-Behinderten beeinträchtigen in der Regel immer noch diesen so notwendigen offensiven Umgang miteinander.

So sind es u.E. nicht nur Infrastrukturprobleme, die bislang verhindert haben, dass die Integrationsfrage in Freizeitstätten intensiver diskutiert oder auch ausprobiert wurde. Die gesellschaftliche Realität der Segregation bzw. gewollten wie ungewollten Ausgrenzung von Abweichendem, Andersartigem, vollzieht sich somit auch im Freizeitbereich von Jugendlichen (Ausnahme ist die eine Integrationseinrichtung).

An dieser Stelle muss aber auch vermerkt werden, dass wir mit diesem einen Projekt und der kaum vorhandenen Praxis in der offenen Jugendarbeit der Freizeitstätten hier nur wenig differenzierte Aussagen machen können.

Kapitel 2: Partizipation in der Freizeitstätte

1. Partizipation von Kindern und Jugendlichen in der offenen Kinder- und Jugendarbeit

Viele denken beim Stichwort Partizipation vor allem an die Politikverdrossenheit vieler Jugendlicher (und vieler Erwachsener). Sie beklagen das mangelnde Vertrauen in die Parteien und die geringen Wahlbeteiligungen. Doch dies ist nur ein kleiner Ausschnitt. Beim Thema Partizipation geht es um viel mehr: Partizipation steht für Eigenbestimmung und gilt als Voraussetzung für die Erfahrung eines selbstbestimmten Lebens. Die Erfahrung, wesentliche Dinge des eigenen Lebens mit entwickelt, mit gestaltet und mit entschieden zu haben, ist eine (wesentliche) entscheidende? Voraussetzung für eine geglückte Identitätsentwicklung, und sie fördert konstruktive Identifikationsprozesse. Vor allem deshalb nimmt Partizipation in den Diskussionen um die Weiterentwicklung der Zivilgesellschaft einen zentralen Stellenwert ein. Dieses persönlichkeitsbildende Verständnis von Partizipation ist auch der Hintergrund, warum **in der Jugendhilfe in den letzten 10 Jahre Partizipation zu einem der herausragenden Themen geworden** ist und das seit 1990 geltende Kinder- und Jugendhilferecht (SGB VIII) in vielen seiner grundlegenden Paragrafen die Beteiligung der Betroffenen in den Mittelpunkt gestellt hat.

Partizipation vollzieht sich in vielen Schritten und in unterschiedlichen Formen. Während früher stärker Formen der Mitbestimmung (über Wahlakte und Beteiligungsverfahren) im Mittelpunkt standen, geht es jetzt stärker darum, Prozesse von Anfang an mit zu gestalten.¹⁷ Partizipation beginnt heute früher und hat weitreichendere Konsequenzen, wenn sie ernst gemeint ist, und ist nicht bloße Spielwiese mit Alibifunktion.

In der Geschichte der offenen Jugendarbeit hat die Umsetzung von Partizipation eine wechselvolle Laufbahn erlebt.

- Nachdem 12 Jahre lang zur Zeit des Nationalsozialismus keine verbandliche oder gar selbstorganisierte Jugendarbeit möglich war, wurde nach der Befreiung Deutschlands die Jugendarbeit in den westlichen Zonen vor allem von amerikanischen Vorstellungen beeinflusst. Es entstanden die so genannten GYA¹⁸-Heime. Diese waren entgegen den verbandlichen Traditionen der deutschen Jugendarbeit weltanschaulich neutral ausgerichtet. Sie sollten die Pluralität der Meinung wahren und waren dem Prinzip der Freiwilligkeit verpflichtet. Ziel war es, Jugendliche mit dem parlamentarisch-demokratischen System vertraut zu machen, Demokratiefähigkeit und Mitbestimmung spielerisch zu erlernen und diese auch

¹⁷ Wenn Menschen bei „Planung“ und Vorhaben angehört werden und sie ihre Ziele und Wünsche in den Prozess einer Willensbildung und Entscheidungsfindung einbringen können“ (Lenz 2001, S. 33), spricht man von Partizipation. Man kann zwischen zwei grundlegenden Strategien unterscheiden, der Teilnahme und der Teilhabe. Bei der Teilnahme können Betroffene unter verschiedenen von ExpertInnen vorgegebenen Lösungsmöglichkeiten und Konzepten diejenige wählen, die sie für die adäquatesten halten. Sie haben aber weder das Problem selbst identifiziert, noch die Lösung definiert. Lenz spricht hier von einem Top-down-Modell. Teilhabe dagegen entspricht einem sogenannten Bottom-up-Modell. Hier übernehmen die Betroffenen von Anfang an Verantwortung für das Vorgehen. Sie gehen von ihren eigenen Bedürfnissen aus, entwickeln Perspektiven und Lösungswege. Die ExpertInnen übernehmen hier eine andere Funktion, sie bringen ein Projekt auf den Weg, indem sie die Betroffenen unterstützen, ihre Fähigkeiten und Stärken zu entdecken, indem sie bei Lernprozessen begleiten und auf mögliche Konflikte aufmerksam machen.

¹⁸ German Youth Activities

umsetzen. Offene Gruppenpädagogik und „Learning by doing“ waren Leitmotive der GYA-Einrichtungen. Mit Hilfe von Jugendparlamenten und Heimverfassungen mit weitgehenden Mitbestimmungsmöglichkeiten konnten den meist interessierten und aufgeschlossenen Jugendlichen die Spielregeln der Demokratie nahe gebracht werden.

- „Gerade diese neue Form der „offenen“, ideologiefreien, „neutralen“ Jugendarbeit war den auf weltanschaulichen Grundpositionen festgelegten Jugendverbänden fremd. Sie widersprach ihrem Erziehungsverständnis, galt ihnen als zu unverbindlich und perspektivlos...“ (Dänzer, 1986, S.7, zit. nach Schwarz, 1992, S. 35). Bei der Anfang der 50er Jahre vollzogenen Rückführung der offenen Jugendarbeit in verbandliche Trägerstrukturen wurden die partizipative Struktur nicht erhalten: „Die in den GYA-Häusern realisierten Mitbestimmungsmöglichkeiten wurden bis zur Zeit der Studentenbewegung in der Jugendarbeit praktisch wieder undenkbar...“ (Krafeld 1984, S.150).
- Erst in den 70er Jahren wurden Fragen der Emanzipation und Selbstbestimmung wieder wichtiger und rückten in den Mittelpunkt der Reformbewegung und eines politisch motivierten Interesses an der offenen Jugendarbeit. Unter dem Motto „Selbstbestimmung statt Fremdbestimmung“ wurden Forderungen nach selbstverwalteten Häusern laut. Deren Umsetzung konnte sich aber in der Auseinandersetzung mit institutionellen Regelungen und verwaltungsbezogenen Vorgaben nicht behaupten.
- Mit der Durchsetzung pragmatischer Arbeitsansätze in den 80er Jahren löst sich die offene Jugendarbeit wieder stärker von politischen Bewegungen und den damit verbundenen Utopien (Schwarz 1992, S. 76). Zudem trugen die nachwachsenden Generationen den Selbstverwaltungsanspruch nicht mehr. Partizipation wurde weitgehend pragmatisch definiert und, wie manche kritisieren, auch im realisierten Anspruch wieder zurückgenommen.¹⁹

Und heute? Die persönlichkeitsbildende und zivilgesellschaftliche Bedeutung der Partizipation wird, wie oben bereits erwähnt, wieder stärker gesehen und führt zu einem neuen Stellenwert von Partizipationsbemühungen. Inwieweit konnten diese Bemühungen bereits in die Praxis umgesetzt werden? Welche Formen von Partizipation werden realisiert²⁰, wo liegen die Weiterentwicklungsperspektiven und inwieweit trifft der neue Anspruch an Partizipation auf entsprechende Bedürfnisse und Interessen von Jugendlichen?²¹ Mit diesen Fragen und der Beschreibung der Situation in Münchner Einrichtungen der offenen Kinder- und Jugendarbeit beschäftigt sich der folgende Abschnitt.

¹⁹ „Entscheidungen über Anschaffungen, Veranstaltungen, Exkursionen etc. konnten nicht mehr von ihnen getroffen werden. Wünsche äußern oder ‚betteln‘, wie sie es sehen, das ist ihnen geblieben. Entschieden wird von den SozialpädagogInnen, der Heimleitung, dem Träger, im Jugendhilfeausschuss oder im Stadtrat, nach Kriterien, die sie nicht kennen und selten erfahren. Jugendliche können also (in der Regel) nicht über ihr eigenes Programm entscheiden und schon gar nicht über die Einstellung der hauptamtlichen MitarbeiterInnen.“ (Schwarz 1992, S. 124).

²⁰ Betrachtet man die Umsetzung von Kinder- und Jugendbeteiligung im kommunalen Kontext, ergibt sich ein vielschichtiges Bild. So zeigt beispielsweise eine Umfrage (Bruner et al., 1999), dass von Kommunen wesentlich mehr Jugendbeteiligungen beschrieben werden als Kinderbeteiligungen. Zugleich gibt es aber eine Vielzahl an Methodenkoffern, die für Projekte von Kinderbeteiligung erstellt wurden, und nur wenige Anleitungen zu Beteiligungen von Jugendlichen.

²¹ So wird beispielsweise die These vertreten, dass Jugendliche stark von einer Konsum- und Medienorientierung geprägt sind. Diese fördert eher ein passives Verhalten. Statt mit zu gestalten, wartet man auf das, was einem serviert wird.

2. Wenn Partizipation alltäglich wird – Chancen und Gefahren

Das Abfragen von und Eingehen auf die Bedürfnisse von Jugendlichen ist „tägliches Geschäft“ in einem Jugendzentrum. Die Jugendlichen verbringen hier freiwillig die Freizeit und stimmen über Programme oft schon „mit den Füßen“ ab. Beteiligungsformen unterschiedlichster Art sollen verhindern, dass Angebote an den Bedürfnissen und Interessen Jugendlicher vorbeigeplant werden. Diese umfassen die in den Alltag eingebettete tagtägliche Mitsprache etwa bei der Planung eines Tages in der Freizeitstätte genauso wie Projekte, bei denen Jugendliche an der Planung, der Durchführung und der Auswertung unterstützt und/oder beteiligt werden können, wie auch Versammlungen, auf denen gemeinsam über Regeln und weitergehende Planungen für die Freizeitstätte demokratisch bestimmt wird.

Alle diese Formen sollten vorhanden sein und ineinander greifen, sollten als Basis und Übung füreinander begriffen werden, und sie sollten sowohl unter den MitarbeiterInnen als auch gemeinsam mit den Jugendlichen ausgewertet und reflektiert werden. Wir unterscheiden deshalb die drei Formen Mitsprache, Mitgestaltung und Mitbestimmung²². Diese unterschiedlichen Ebenen zu partizipieren haben ihre ganz bestimmten Vorteile, aber jeweils auch Schwächen, so dass nur der Mix aus allen drei Formen umfassende Partizipationserfahrungen für die BesucherInnen von Freizeitstätten bereithalten kann.

Welche Erfahrungen werden mit den unterschiedlichen Formen von Partizipation gemacht? Werden verschiedene Methoden der Beteiligung den Jugendlichen in den Einrichtungen zur Verfügung gestellt? Wie sehen Jugendliche den Grad der Beteiligung in den Freizeitstätten und welche Einstellung haben sie zur Partizipation? Zur Beantwortung dieser Fragen haben wir folgende Zugänge gewählt:

- In der Einrichtungsbefragung beschrieben die FreizeitpädagogInnen ihre Erfahrungen mit Partizipation anhand von Beispielen aus Projekten und Alltag.
- In der SchülerInnenbefragung werden die Jugendlichen zu ihren Erfahrungen mit Partizipation in und außerhalb der Freizeitstätte und auch zu ihrer Einstellung zu Beteiligung befragt.
- In einem Workshop mit FreizeitpädagogInnen haben wir mit der Methode „open space“ Problemfelder und Handlungsbeispiele (Good practice) analysiert.
- In einem Projekt mit 5 Einrichtungen haben wir ein Instrument zur Selbstevaluation des Bereichs Partizipation getestet und angewendet.

a) Mitsprache meint Aspekte individueller Beziehungsarbeit. Sie ist eine weiche Formen der Partizipation. Hier ist die situative Beteiligung von Einzelnen und Interessensgruppen gemeint, es werden Einzelanfragen besprochen und bearbeitet. Es können sich spontane Umfragen ergeben, bei der Schlichtung von Auseinandersetzungen kann eine gemeinsam Aufstellung oder Bearbeitung eines Regelkataloges ermöglicht werden. Es ist der tägliche, direkte Kontakt zu den Jugendlichen, die Beziehungsarbeit, die Vertrauen zueinander aufbaut. Von den MitarbeiterInnen wird diese Form der „Abfrage von Bedürfnissen“ als „Offenes Ohr der MitarbeiterInnen“ bezeichnet. Hier sehen sie die Möglichkeit an den Jugendlichen und ihren Bedürfnissen „dranzubleiben“, zu wissen, was vor sich geht.

²² Einteilung ähnlich wie Bruner et al. 1999 und 2001

In der Befragung der MitarbeiterInnen wurde diese Formen der „Abfrage von Bedürfnissen“ auch in der Form von Ideenboxen, Pinwänden oder Zettelkästen genannt, die jederzeit befüllt und in regelmäßigen Abständen gemeinsam geöffnet, bzw. gelesen und bearbeitet werden. Die **besondere Qualität der Mitsprache** besteht darin, vor allem Jugendliche, die sich wenig zutrauen, die AußenseiterInnen sind bzw. aus kulturellen und anderen Gründen nie das Wort ergreifen würden, aktiv einzubeziehen, ihrer Meinung Gehör und auch Bedeutung zu verleihen und sie sukzessive zu ermuntern, sich selbst stärker Gehör zu verschaffen.

Mitsprache bildet den ersten Schritt und die Basis von Partizipation. Hier können schnelle Erfolge verbucht werden, die das Vertrauen der Jugendlichen aufbauen, die zeigen, dass das, was sie sich wünschen, auch gehört und ernst genommen wird. Es ist eine unverzichtbare Form der Kommunikation, aber sie kann immer nur ein Teil der Beteiligungsmöglichkeiten darstellen. Bei aller Alltäglichkeit ist auch hier schon notwendig, den vielen täglichen Anfragen und Wünsche der Jugendlichen in strukturierter Form zu begegnen und diese auch zu reflektieren. Mitsprache ist die Form, die von Jugendlichen zugleich am wenigsten als Beteiligungsform erkannt wird.

Die Jugendlichen sind bei den Mitsprachemöglichkeiten nie alle zufrieden, mancher Wunsch und manche Idee sind nicht so leicht umsetzbar, manchmal sind auch die Erwartungen übertrieben, sie sind nicht mit dem Budget zu vereinbaren, oder sie widersprechen der Konzeption und Pädagogik eines solchen Hauses. Trotzdem müssen die Jugendlichen ernst genommen werden, muss ihnen erklärt werden, warum etwas nicht machbar ist. Oft werden auch Forderungen gestellt, dass die BetreuerInnen in den Freizeitstätten alle diese Ideen und Wünsche umzusetzen haben, „das sei schließlich ihr Job“, bekommen sie schon einmal zu hören. Hier gilt es den Jugendlichen deutlich zu machen, was sie selbst beitragen können und müssen, um eine Situation zu verändern. Das können mitunter lange und zähe Prozesse sein, die aber notwendig sind, um die Grundlagen zu legen, was Partizipation auch an Eigenverantwortung bedeutet. Den meisten Jugendlichen ist das nicht klar und sie haben auch wenig Erfahrung damit gemacht. Hier hilft nur „reden, reden, reden“, wie eine Freizeitstättenmitarbeiterin es formuliert hat, und vor allem die Erfahrung, was alles zur Umsetzung einer Idee gehört: Mitgestaltung als Projektarbeit.

b) Mitgestaltung als Projektarbeit. Mitgestaltung in Projektform wird immer wichtiger. Jugendlichen die Möglichkeit zu geben, einen Prozess von der Planung über die Durchführung bis zum Erfolg/Misserfolg und auch die Reflexion darüber gestalten zu lassen, bietet vielfältige Chancen Neues zu lernen und Fähigkeiten zu erwerben. Gerade mit Blick auch auf berufliche Anforderungen im Bereich der Schlüsselqualifikationen können hier vielfältige Erfahrungen gesammelt und geübt werden. Diese Form der Beteiligung entspricht auch sehr gut den Anforderungen, die sich aus den gesetzlichen Vorgaben an die Jugendhilfe ergeben.²³ Hier sind die

²³ §11 KJHG - Jugendarbeit

(1) Jungen Menschen sind die zur Förderung ihrer Entwicklung erforderlichen Angebote der Jugendarbeit zur Verfügung zu stellen. Sie sollen an den Interessen junger Menschen anknüpfen und von ihnen mitbestimmt und mitgestaltet werden, sie zur Selbstbestimmung befähigen und zu gesellschaftlicher Mitverantwortung und zu sozialem Engagement anregen und hinführen.

„Die gesetzliche Vorschrift enthält Vorstellungen über wünschbare Zustände, die auf die Kinder und Jugendlichen bezogen sind. Hier soll etwas bewirkt werden; sie sollen befähigt werden zur Mitbestimmung und angeregt werden zu gesellschaftlicher Mitverantwortung und sozialem Engagement.“ (von Spiegel 1999)

Freizeitstätten sehr engagiert und können auf einen reichen Erfahrungsschatz der unterschiedlichsten Projekte zurückgreifen, die teilweise von den MitarbeiterInnen initiiert wurden, oft aber gemeinsam oder sogar hauptverantwortlich von Jugendlichen begonnen und in die Tat umgesetzt wurden.

Besonders häufig werden in der Befragung Planungen von Projekten und Aktionen **für bestimmte Gruppen** innerhalb der Einrichtungen beschrieben. Bei den Jugendlichen sind hier die Disco- oder DJ-Gruppen am häufigsten vertreten, bei den Kindern wird oft das Mittagessen oder gemeinsames Kochen geplant. Andere Beispiele in bunter Mischung sind Fitnessgruppen, Bandversammlungen, Ferienfreizeitgruppen, Mädchengruppen bei den Jugendlichen und Bastelgruppen, Gartenprojektgruppen und wiederum Mädchen- bzw. hier auch Jungengruppen bei den Kindern.

Diese Gruppen planen gemeinsame Aktionen, die meist ihnen selbst, aber durchaus auch anderen NutzerInnen zu Gute kommen. Die Mehrzahl der beschriebenen Aktionen lässt sich in eine der 7 nachfolgenden Gruppen einordnen, geordnet sind sie nach der Häufigkeit der Nennung in der Einrichtungsbefragung:

- An erster Stelle steht hier die Planung von Parties, Festen und Spielaktionen.
- Dann kommen Renovierungen bei den Jugendlichen und Gartengestaltung bei den Kindern.
- Außerdem werden spezielle Aktionen für bestimmte Gruppen beschrieben, hauptsächlich für Selbstöffner und Mädchen, weniger für Jungen.
- In einigen Einrichtungen werden Planungen für Ferienfahrten mit den Kindern und Jugendlichen beschrieben.
- Außerdem gibt es einige Neuplanungen oder Realisierungen von schon länger voraus geplanten Umgestaltungen – Mädchenzimmer, Discoraum, DJ-Kanzel.
- Vereinzelt gibt es auch besondere Einzelaktionen wie Turniere oder Planungen für den Stadtteil.
- Selten werden **einmalige Formen** der Beteiligung genannt, z.B. die aktive Beteiligung an regionalen Kinder- und Jugendforen oder die Beteiligung an Aktionen der Bezirksausschüsse (Spielplatzgestaltungen, Kindersprechstunden).

Einige der in der Einrichtungsbefragung beschriebenen Aktionen und Projekte werden als „Good practice Beispiele“ eigens dokumentiert und beschrieben.

In den für diese Studie durchgeführten Projekten/Workshops haben wir immer wieder auch erfahren, dass die Aufmerksamkeitsspanne von Jugendlichen oft sehr kurz und ihr Durchhaltevermögen durch Gefühle des „warum geht es nicht schneller“ und „klappt ja nicht“ gefährdet wird. Die interessante Erfahrung war, dass Jugendliche sich aber durch die Übernahme von Verantwortung von diesen Gefühlen ablenken ließen. Kleine Schritte, die stark mit Anerkennung ver-

In diesem Paragrafen werden Mitbestimmung und Mitgestaltung zu einem zentralen Punkt der Jugendarbeit gemacht. Auf dieser Grundlage sind die Begriffe Jugendarbeit und Partizipation schon fast als Synonyme zu gebrauchen.

setzt waren, bewirkten, dass sie auch bei Aktionen beteiligt blieben, die sich mitunter über 6 bis 12 Monate hinzogen.

c) Mitbestimmung. Noch hat die klassische Form der Mitbestimmung ein deutliches Gewicht, es gibt aber Einrichtungen, die sich davon abwenden: In mehr als drei Viertel aller Einrichtungen, die von Jugendlichen besucht werden (77,3 %), und in etwas mehr als der Hälfte aller Einrichtungen, die von Kindern besucht werden (51,2 %), gibt es unter unterschiedlichen Bezeichnungen (Forum, Vollversammlung, Hausversammlung, Kinderversammlung, Containercrew usw.) **allgemeine Runden**²⁴, in denen vieles zum Thema wird, was die Kinder und Jugendlichen in und zum Teil auch um das Freizeitheim beschäftigt: da geht es um Anschaffungen, die Sauberkeit im Haus, die Raumbelastung, Ausflüge, Selbstöffnung, Gruppengründungen, aktuelle politische Themen wie anstehende Wahlen aber auch um Öffnungszeiten, Hausverbote und die Personallage. Diese Runden finden regelmäßig jedoch in sehr unterschiedlicher Häufigkeit von jede Woche bis zu 2 bis 3mal im Jahr statt.

Das bedeutet umgekehrt aber natürlich auch, dass knapp ein Viertel der Einrichtungen zur Zeit der Befragung kein institutionalisiertes Mitbestimmungsgremium für die Jugendlichen und knapp die Hälfte der Einrichtungen keines für die Kinder beschreibt.

Besonders interessante Formen der Mitbestimmung, die in der Einrichtungsbefragung beschrieben wurden, waren u.a.:

- Mitbestimmungsseminare – als Beispiel ein Wochenendseminar zur Mitbestimmung im Jugendtreff mit langfristigen Planungen und einer Entwicklung des Selbstverständnisses für Mitbestimmung;
- Verbindung der verschiedenen Gremien in der Einrichtung – hier wird eine sinnvolle Verknüpfung der unterschiedlichen Mitsprache- und Mitbestimmungsrunden im Haus, wie Hausversammlung und Gruppenversammlungen, gepflegt;
- Ein gewählter Jugendrat oder JugendsprecherInnen können den Eindruck im Haus verstärken, dass die Jugendlichen hier etwas zu sagen haben, und so einen guten Aufforderungscharakter für Beteiligung darstellen.
- Bei den Kindern waren es Mitbestimmungstag oder Wunschwoche – an einem speziellen Tag bzw. in einer speziellen Woche können die MitarbeiterInnen den Kindern Mitbestimmung verdeutlichen und einmal aus dem Alltag herausgehoben die Angebote der nächsten Zeit gemeinsam festlegen.
- Projekte wie der „leere Bus“, bei dem Kinder lernen mussten, Wünsche zu formulieren und miteinander auszuhandeln. Nur dann entstanden entsprechende Angebote.
- Eine gemeinsame Fragebogenerstellung von MitarbeiterInnen und Jugendlichen über die Möglichkeiten der Mitbestimmung – hier wurden nicht nur Bedürfnisse, wie nach Angeboten oder Ausflügen etc. abgefragt, sondern mit der gemeinsamen Fragebogenerstellung die Diskussion um die Mitbestimmung gefördert.

²⁴ Es wurden 44 Einrichtungen von Jugendlichen und 43 von Kindern besucht, davon wurden in 34 verschiedene Runden bei den Jugendlichen und in 22 bei den Kindern beschrieben.

d) Wird Partizipation schwieriger? Einschätzung der PädagogInnen. Bei der Frage nach den Problemen mit Mitbestimmung zeigt sich, dass aus der Sicht des pädagogischen Personals in den Einrichtungen vor allem die Jugendlichen im Unterschied zu den Kindern, wenig Interesse an Beteiligung zeigen, dass ihre Aufmerksamkeitsspanne gering ist und ihr Durchhaltevermögen kurz. Die fehlende Bereitschaft zur Übernahme von Verantwortung wird ebenso beschrieben wie die mangelnde Erfahrung Jugendlicher, ihre Wünsche und Bedürfnisse zu äußern und umzusetzen. Die unterschiedlichen Interessenslagen in Einrichtungen mit Kindern und Jugendlichen sind schwer zu koordinieren, **auch Rahmenbedingungen beschränken aus der Sicht der PädagogInnen die Möglichkeiten stark.** So erschweren Personalengpässe kontinuierliche Mitbestimmungsmöglichkeiten für die Kinder und Jugendlichen und teilweise wird beschrieben, dass auch finanzielle Engpässe die rasche Umsetzung selbst kleiner Wünsche einschränken.

Tabelle 3: Problemfelder bei der Partizipation von Kindern und Jugendlichen (Angaben in Prozent)

	Mitsprache		Mitgestaltung		Mitbestimmung	
	Jugendliche	Kinder	Jugendliche	Kinder	Jugendliche	Kinder
Desinteresse	44,2	32,4	59,5	32,4	64,1	25,0
Dominante Gruppen setzen sich durch	39,5	26,5	50,0	32,4	41,0	31,3
Keine Erfahrung	39,5	41,2	69,0	47,1	53,8	43,8
Überzogene Erwartungen	46,5	32,4	52,4	38,2	64,1	40,6
Methoden fehlen	4,7	2,9	19,0	14,7	2,6	6,3
Umsetzungsmöglichkeiten fehlen	11,6	5,9	21,4	14,7	15,4	28,1

Die Abbildung zeigt, dass Desinteresse und überzogene Erwartungen vor allem die Mitbestimmungsmöglichkeiten betreffen. Doch auch bei der Beschreibung der Probleme in den Mitgestaltungsprojekten tauchen immer wieder die oben genannten Beobachtungen auf. Obwohl projektförmig angelegt, meist auf ein baldiges und konkretes Ziel hin orientiert, werden schwaches Durchhaltevermögen und Unzuverlässigkeit beklagt, außerdem finden sich kaum Jugendliche, die auch nach einer Aktion noch zu bestimmten Arbeiten (vor allem zu den Aufräumarbeiten) bereit sind. Trotz der beschriebenen Schwierigkeiten zeigen die PädagogInnen oft großes Engagement, denn es sind Beteiligungs- und Gestaltungsmöglichkeiten für Kinder und Jugendlichen in großer Zahl vorhanden, in der Einrichtungsbefragung allein werden 377 Projekte für Kinder und Jugendliche zur Mitsprache, Mitbestimmung und Mitgestaltung beschrieben, und die meisten davon sind von Jugendlichen oder gemeinsam mit den BetreuerInnen initiiert worden

Beteiligung beim Angebot der Freizeitheime ja, bei den Regeln und Rahmenbedingungen nur bedingt. Schwierige Themen, wenn es um die Beteiligung von Kindern und Jugendlichen geht, sind, die Beteiligung der Kinder und Jugendlichen an der Gestaltung der Öffnungszeiten, der Preise im Haus, der Verhängung von Hausverboten und an Personalfragen.

Tabelle 4: In welchen Einrichtungen werden die Kinder und Jugendlichen auch an „heiklen“ Themen beteiligt (Angaben in Prozent)

	Mitsprache		Mitgestaltung		Mitbestimmung	
	Jugendliche	Kinder	Jugendliche	Kinder	Jugendliche	Kinder
Öffnungszeiten	85,4	66,7	52,5	21,2	30,0	24,2
Preise	78,0	57,6	45,0	27,3	40,0	27,3
Hausverbote	65,9	48,4	27,5	22,6	27,5	25,8
Personalfragen	38,1	21,2	12,2	9,1	9,8	6,1

Die Zahlen zeigen deutlich, dass es hier nur wenige Einrichtungen gibt, die ihren BesucherInnen auch bei diesen schwierigen Themen ein Mitbestimmungsrecht einräumen.

Wie reagieren die Kinder und Jugendlichen aus Sicht der MitarbeiterInnen auf die ihnen gesetzten Grenzen der Beteiligung?

- Am häufigsten reagieren die Kinder und Jugendlichen aus der Sicht der MitarbeiterInnen mit Akzeptanz – sie „stoßen sich nicht an den Grenzen“, sie „sehen sie ein“, es wird von „natürlicher Einsicht“ gesprochen, aber auch von Bequemlichkeit.
- Allerdings beschreiben auch etliche der PädagogInnen bei den Kindern und Jugendlichen Frust über die ihnen gesetzten Grenzen bei der Mitbestimmung – beschrieben wird „Unverständnis“, „Unmut“, und „Verärgerung“; auch die Kinder, aber vor allem die Jugendlichen, „fordern Mitsprache bei den oben genannten Themen ein“, „empfinden die Grenzen als unfair“, „Beharren auf mehr Mitsprache“.
- Einige MitarbeiterInnen beschreiben, dass die Kinder und Jugendlichen sich nicht grundsätzlich an der Mitbestimmung der oben genannten Themen beteiligen wollen; sie sagen, es „sind nur wenige, die diskutieren wollen“, und dass die Kinder und Jugendlichen „die Grenzen nicht ausloten“, nur bei unmittelbarer eigener Betroffenheit fordern sie mehr Mitbestimmung.
- Als Grenzen der Mitbestimmung werden in einigen Fragebögen auch Rahmenbedingungen beschrieben: „Grenzen werden auch von Außen festgelegt, von Eltern oder Jugendamt, „Preise müssen sich tragen“, „finanzieller Rahmen wird woanders festgelegt“, „Personalengpässe“.
- Einige MitarbeiterInnen schließen die Mitbestimmung der Kinder und Jugendlichen an diesen Themen grundsätzlich aus: „es gibt nur einen bestimmten Spielraum“, „sie können die Wünsche äußern, aber nicht mitbestimmen (bei Personalfragen)“, ihre ablehnende Haltung beschreiben sie als „eine Vertrauensfrage“.
- Auf der anderen Seite beschreiben einige Einrichtungen dezidiert, dass laufend diskutiert und verhandelt wird: „es gibt mehr Möglichkeiten als Grenzen“, „alle Entscheidungen werden transparent gemacht“, „wir suchen nach einer Lösung, Grenzen und Regeln werden gemeinsam festgelegt“, „bei Bedarf gibt es zusätzliche Gesprächsrunden“.

Hier zeigt sich deutlich, dass Partizipation nicht nur in der Planung und Durchführung der Ideen und Wünsche Jugendlicher besteht. Ebenso wichtig ist es, den Jugendlichen zu zeigen, dass sie ernst genommen werden. Das kann geschehen, indem man ihnen auch bei schwierigeren

Themen, die etwa in die Arbeitszeit der BetreuerInnen eingreifen oder die bestimmten gesetzlichen und Trägervorgaben unterliegen, nicht einfach Regeln auferlegt, sondern den Kindern und Jugendlichen plausibel die Grenzen, nämlich die eigenen persönlichen, aber auch die gesetzten durch Gesetze, Vorgaben und Vorschriften, vermittelt. Dies ist natürlich eine Aufgabe, die sich ständig wiederholt, die niemals zu Ende diskutiert ist.

Liegt das mangelnde Interesse der Jugendlichen auch an einem (zunehmenden?) Verzicht auf Formen der Mitbestimmung. Wie oben schon beschrieben, verzichtet etwa jede vierte Einrichtung zumindest zeitweise auf klassische Mitbestimmungsrunden und zwar hauptsächlich mit der Begründung, dass die Jugendlichen daran zu wenig Interesse haben. Wir sehen aufgrund unserer Analysen dies nicht als Lösung (nach dem Motto: wir nehmen die Jugendlichen ernst und verzichten auf etwas, das sie nicht schätzen), sondern als Problem und Herausforderung: nämlich mit Formen der Mitbestimmung zu experimentieren²⁵. Jugendliche brauchen basale Erfahrungen, wie in einer Demokratie Abstimmungen funktionieren und wie mit Mehrheit und Minderheit umgegangen wird. Es geht hier um die Grunderfahrung des Politischen. Wenn sie es nicht in den Freizeitstätten üben, können wir kaum erwarten, dass Jugendliche mit 14,16 oder 18 Jahren aktiv Beteiligung einfordern und ausüben²⁶.

Auch könnte das von den PädagogInnen beschriebene mangelnde Interesse darin begründet sein, dass die Jugendlichen wie oben beschrieben vielfach erleben, dass sie über viele Aspekte des Freizeitstättenalltags nicht mitentscheiden dürfen. Hier verfolgen die PädagogInnen unterschiedliche Strategien. Welche Themen Jugendliche mitbestimmen können wird unter den Fachkräften diskutiert. Diese Diskussion ist sehr konstruktiv und sollte unbedingt fortgeführt werden. Denn wie schon in der Einrichtungsbefragung, zeigt sich auch bei der SchülerInnenbefragung, dass es viele Felder gibt, bei denen Jugendliche nicht mitentscheiden können .

Tabelle 5: Entscheidungs- und Mitsprachenspielräume von Jugendlichen in Freizeitstätten (aus Sicht der Jugendlichen, die Freizeitstätten nutzen) in der SchülerInnenbefragung (N=832, Angaben in Prozent)

	Betreuer entscheiden	Wir haben ein Mitspracherecht	Wir entscheiden
Aktionen/ Veranstaltungen/Ferienfahrten	26,6	60,8	12,5
Jahresplanung	38,9	53,7	7,2
Angebote/ Kurse	47,2	43,8	8,8
Anschaffungen	45,4	45,3	9,1
Preisgestaltung (Getränke, Essen, Angebote)	69,8	25,1	4,7
Personalfragen	74,8	19,6	5,0
Öffnungszeiten	76,9	17,6	5,1
Hausverbote	83,9	12,5	3,0

Es gibt Einrichtungen, die gehen den sicher mühsamen Weg und handeln selbst so kritische Punkte wie Hausverbote und Öffnungszeiten mit den Jugendlichen aus. Andere haben mögli-

²⁵ siehe auch Erdmann 1998, S. 154

²⁶ vgl. auch Erdmann, 1998, S. 153ff.

cherweise gute Gründe dies nicht zu tun, vielleicht haben sie es aber auch einfach noch nicht gewagt. Unsere Erfahrung in den Projekten und Workshops war fast grundsätzlich die, dass Jugendliche keine extrem überzogenen Vorstellungen der Möglichkeiten von Freizeitstätten haben, dass sie auch durchaus „mitfühlen“ können, dass die MitarbeiterInnen beispielsweise auch noch Zeit für ihre eigenen Familien brauchen. Beispielsweise wollten sie in dem Projekt „ideale Freizeitstätte“ gelegentlich auch mal länger feiern können, und auch eine Teilöffnung am Wochenende war ihnen sehr wichtig. Angesichts veränderter Öffnungszeiten in vielen Dienstleistungsbranchen keine unrealistische Erwartung.²⁷

e) Umfang der Partizipation in Freizeitstätten aus der Sicht der Jugendlichen

Wir haben in der SchülerInnenbefragung nicht nur danach gefragt, wo sie denken mitbestimmen und gestalten zu können, sondern auch wie häufig es vorgekommen ist, dass sie selbst Projekte, Wünsche und Ideen einbringen.

Tabelle 6: Wer hat die Partizipationsmöglichkeiten in der Freizeitstätte schon aktiv genutzt? (angaben in Prozent)

	Alle Jugendlichen, die einmal eine Freizeitstätte besucht haben	Regelmäßige BesucherInnen	Gelegentliche BesucherInnen
Partizipation sehr aktiv genutzt (Projekt und/oder Wunsch und/oder Idee eingebracht)	10.6	27,5	10,2
Partizipation versucht (Idee und/oder Wunsch eingebracht)	30.4	44.2	37.8
Bisher in keiner Form beteiligt	59.0	28,4	52,0
Gruppenstärke	N=1277	N=222	N=596

„**Das Glas ist halb voll**“: Nur ein kleiner Teil der Jugendlichen, die regelmäßig in eine Freizeitstätte gehen, bringt sich nicht ein bzw. ist an einer Beteiligung nicht interessiert (28,5%). Wir halten dies auch für ein Indiz, dass Partizipation heute an vielen Stellen alltäglicher Bestandteil der Freizeitstättenarbeit ist.

„**Das Glas ist halb leer**“: Derjenige Teil, der sich aktiv von sich aus beteiligt, indem er/sie Projekte vorschlägt, Ideen oder Wünsche einbringt, ist noch klein (nur 10% von allen, immerhin 27% der regelmäßigen BesucherInnen). Knapp die Hälfte (44%) der regelmäßigen BesucherInnen beteiligt sich erst dann, wenn sie von den BetreuerInnen den Anstoß dazu bekommen haben.

Der Glaube an die Wirkung, die das Einbringen eigener Ideen und Projektvorschläge hat, ist nicht in allen Gruppen gleich hoch, es muss also in unterschiedlicher Intensität Vertrauens- und Überzeugungsarbeit geleistet werden:

²⁷ Der Weg könnte nicht in generell anderen Öffnungszeiten für Münchner Freizeitstätten bestehen, als vielmehr in hausspezifischen Aushandlungen/Lösungen.

- Bei den Jugendlichen, die sich bisher in keiner Form in der Freizeitstätte aktiv eingebracht haben, ist zu beobachten, dass die Mehrheit von diesen auch in der Beschreibung ihrer dortigen Aktivitäten deutlich als die „passiveren“ zu bezeichnen sind. Sie geben wenig Aktivitäten an, denen sie in Freizeitstätten nachgehen, sie besuchen seltener Partys, sie sind auch ansonsten weniger engagiert, z.B. sind sie seltener Mitglied in einem Verein oder einer Jugendgruppe. Diese Gruppe schätzt die Möglichkeit, durch Beteiligung die eigenen Ideen und Wünsche zu realisieren, deutlich schlechter ein, als diejenigen, die schon aktiv Erfahrungen mit Beteiligung gemacht haben. Bei den „Passiveren“ sagen 28%, dass sie es schon erlebt haben, dass ihnen keiner zuhört bzw. ihre Vorschläge abgelehnt würden. Im Vergleich dazu sagen dies die „aktiveren Jugendliche“ nur zu 7%. In der „passiveren“ Gruppe ist auch der Anteil derjenigen höher, denen Beteiligung „egal“ ist. Sie müssten wohl erst durch positive Umsetzungserfahrungen aktiviert und überzeugt werden.
- Es fällt weiterhin auf, dass BesucherInnen, die die Hauptschule besuchen, und diejenigen mit Migrationshintergrund sich etwas stärker beteiligen als die anderen BesucherInnen. Da sie den „Löwenanteil“ der BesucherInnen darstellen (siehe 2.2.), könnte es sein, dass die anderen sich hier zu sehr in der Außenseiterposition sehen und deshalb weniger ihre Bedürfnisse einbringen
- Mädchen sind bei den regelmäßigen BesucherInnen aktiver bei der Beteiligung als Jungen. Dies gilt allerdings hauptsächlich für die nicht-deutschen Mädchen, die deutschen Mädchen verhalten sich etwas passiver.
- Jugendliche, die Freizeitstätten gelegentlich besuchen geben zu 60% an, dass sie nicht wissen, ob sie genug mitbestimmen können. Sie stehen der Mitbestimmung eher gleichgültig gegenüber bzw. scheinen wenig Erfahrungsbasis zu haben diese Fragen beantworten zu können. Gerade auch diesen Jugendlichen sollte sich auf einfache Weise erschließen, welche Möglichkeiten der Mit- und Selbstbestimmung in Freizeitstätten bestehen.

Jugendlichen macht Partizipation Spaß und sie ist ihnen wichtig. Mädchen sehen etwas mehr auch die Schwierigkeiten, die Mitbestimmung manchmal mit sich bringt, aber nur etwa jeder/m fünften Jugendlichen ist Mitbestimmung egal. In den Projekten ist uns aufgefallen, dass hier manchmal auch nur das Vertrauen zueinander fehlt. So werden manche Projekte nur zögerlich wieder gestartet, weil es schon einmal Rückschläge gab, oder es wird viel Organisationsarbeit von den BetreuerInnen übernommen, weil an der Zuverlässigkeit der Jugendlichen gezweifelt wird. Lassen sie sich aber auf ein „Experiment“ ein und überlassen den Jugendlichen einmal mehr Verantwortung als üblich, passiert es schon einmal, dass eine Mitarbeiterin, wie sie selbst sagte „noch nie so wenig selbst gearbeitet und vorbereitet hat und so einen schönes Fest gefeiert wurde“.

Die verschiedenen Projekte mit Jugendlichen haben zudem deutlich gemacht, dass Partizipation einer der zentralen Wege ist, Identifikation zu fördern und Empowerment zu ermöglichen. Sie haben aber auch deutlich gemacht, dass man Partizipation nicht voraussetzen darf, sondern in der Nutzung von Partizipationsmöglichkeiten diese Kompetenzen Schritt für Schritt erst erworben werden müssen. Will Partizipation nicht eine oberflächlichen Handlung des Mitmachens bleiben, sondern mit Engagement und Verantwortungsbewusstsein gekoppelt sein sowie als gemeinschaftlicher Akt erfahrbar werden, braucht es gestaltete Lernfelder der Partizipation.

3. Fazit und Empfehlungen

In nahezu allen Freizeitstätten werden unterschiedliche Formen der Partizipation umgesetzt. Partizipation ist Alltagspraxis; und doch sitzt genau hier auch das zentrale Problem. Wie bei vielen Themen, die in Routinehandlungen übergegangen sind, gibt es Probleme der Aufmerksamkeit und der Weiterentwicklung. In der Quasi-Selbstverständlichkeit der täglichen Einbeziehung von Jugendlichen bleiben viele Aspekte der Partizipation verborgen und werden für Jugendliche (aber auch für die PädagogInnen) als Lernfeld nicht ausreichend erfahr- und gestaltbar. An diesem Befund setzen deshalb auch die 4 zentralen Empfehlungen zur Stärkung von Partizipation und Empowerment an.

⌋ **Alle Formen von Partizipation anbieten.** Während Mitsprache und projektförmige Mitgestaltung in den Einrichtungen weit verbreitet und gut etabliert sind, wird doch recht häufig auf Mitbestimmungsforen verzichtet. Diese Form der Partizipation wird von den Jugendlichen nach der Erfahrung der MitarbeiterInnen am wenigsten angenommen. Hier werden aber Grundlagen gelegt, hier lernen Jugendliche die Funktionsweisen einer repräsentativen Demokratie. Wir deshalb eine Herausforderung an die MitarbeiterInnen weiter mit verschiedenen Formen der Mitbestimmung zu experimentieren und Jugendlichen so deren Sinn und deren Möglichkeiten zu eröffnen. Ein offensichtlicher Grund jugendlicher Zurückhaltung liegt auch darin, dass Jugendliche vielfach erleben, dass sie über wichtige Aspekte des Freizeitstättenalltags nicht mitentscheiden dürfen und auch deshalb an Interesse verloren haben bzw. die Ernsthaftigkeit von Mitbestimmungsformen bezweifeln, an diesem Punkt kann eine Verbesserung der Transparenz, wie welche Entscheidungen getroffen werden und wurden, und welchen Spielraum die MitarbeiterInnen selbst haben, sicher einiges bewirken.

⌋ **Als Markenzeichen profilieren.** Im folgenden Kapitel werden die Perspektiven der Freizeitstätten als wichtige informelle Lernorte näher ausgeführt. Dies gilt im besonderen für das Lernfeld Partizipation und die Zielgruppe benachteiligte Jugendliche. Viele Kinder und Jugendliche, die Freizeitstätten besuchen, haben in ihrem bisherigen Leben oftmals wenige oder/und Mißerfolgserfahrungen mit Partizipation gemacht. Diesen Kindern und Jugendlichen zu helfen sich einzubringen, sich Gehör zu verschaffen, ihnen Mut zu machen eigene Vorstellungen zu entwickeln, diese mit anderen abzustimmen und Kompromisse auszuhandeln und akzeptieren zu lernen, ist deshalb eine vorrangige Aufgabe der offenen Jugendarbeit. Aufgrund der wenigen Vorerfahrungen von vielen Jugendlichen mit Beteiligungsverfahren kann Partizipation als Kompetenz nicht vorausgesetzt, sondern muss in vielfältiger Form erfahren, ausprobiert bzw. erlernt werden. Freizeitstätten stellen mit ihren Möglichkeiten der Kinder- und Jugendarbeit gerade für Benachteiligte einen herausragenden Lernort dar, weil hier in einem Schutzraum Partizipation geübt und wichtige Fähigkeiten ohne permanente Konkurrenz mit gebildeteren, sprachgewandteren Jugendlichen eingeübt werden kann. Diese besondere Stellung der Freizeitstätten sollte auch in der Außendarstellung stärker gewürdigt werden.

Als Lernfeld stärker erkennen und ausbauen. Partizipation ist so gesehen nicht primär nur eine Frage der Gelegenheit, sondern auch der Kompetenzen und Erfahrungen. Wer nicht gelernt hat zu partizipieren, wird bereitgestellte Gelegenheiten nicht oder nicht adäquat nutzen, und er/sie wird Chancen nicht ergreifen können, die Partizipation zur Voraussetzung haben.

Freizeitstätten sind ein besonderer Ort, wo man Partizipation in ihren unterschiedlichen Ansätzen und zu verschiedensten alltäglichen Situationen und? Feldern erfahren und erlernen kann. Angebote müssen auch auf die in diesen erfahrbaren Partizipationskompetenzen überprüft werden, teilweise müssen bestimmte Angebote auch unter der Perspektive der Partizipationskompetenz entwickelt bzw. eigens angeboten werden.

Als Reflexionspotenzial und Qualitätsstandard weiterentwickeln. In vielen Konzepten wird Partizipation als wichtiges Element beschrieben und gefordert. Die Chance der Weiterentwicklung liegt deshalb weniger in ihrer programmatischen Etablierung (diese ist weitgehend erfolgt) als vielmehr in einer verstärkten Reflexion der eigenen Alltagspraxis. Im Rahmen dieser Studie wurde eine Methode entwickelt, die Partizipationspraxis in einer Freizeitstätte unter 6 Perspektiven

- Partizipationsansatz: Mitsprache
- Partizipationsansatz: Mitgestaltung
- Partizipationsansatz: Mitbestimmung
- Partizipation als Lernfeld entwickeln
- Partizipation als Einmischung im Stadtteil
- Genderfragen und interkulturelle Partizipationsunterschiede berücksichtigen

zu analysieren, zu bewerten und nach Weiterentwicklungsmöglichkeiten zu suchen. Ziel sollte es sein, über diese oder ähnliche Formen der Qualitätsentwicklung den bisherigen Standard deutlich zu verbessern.

Fazit

In diesen abschließenden Überlegungen wollen wir noch einmal mit dem Blick auf die Ausgangsfragen unsere Ergebnisse in drei zentralen Eindrücken verdichten und zugleich eine Schwerpunktsetzung aus der Perspektive der beteiligten Forscher vornehmen.

(A) Es gibt eine Krise der Freizeitstätten, diese hat aber weniger ihre Ursache in einer fehlenden Attraktivität als in einem Imageproblem

Freizeitstätten werden von Jugendlichen sehr unterschiedlich und wie der erste Blick zu zeigen scheint auch nicht überwiegend positiv bewertet. Dies entspricht auch einem Außenbild, das an der Arbeit die rückläufige Relevanz und Attraktivität bei Jugendlichen kritisiert. Der genaue und differenzierte Blick zeigt aber ein anderes Bild. **Freizeitstätten werden von denjenigen, die sie nutzen, , durchaus positiv bewertet**, nicht jedoch von jenen, die nur einmal da waren oder die sie gar nicht aus eigener Anschauung her kennen. Jetzt könnte man vermuten, dass bei denjenigen, die schon Erfahrungen mit Freizeitstätten gemacht haben, diese aber aktuell nicht nutzen, negative eigene Erfahrungen der Grund dafür sind. Doch auch dieses Ergebnis lässt sich empirisch nicht bestätigen. Die Analysen zeigen vielmehr, dass das negative Image der Freizeitstätten ein Bild vom Hörensagen ist.

Veränderte Freizeitgewohnheiten betreffen, aber gefährden nicht die Arbeit in Freizeitstätten. Auch die These, dass angesichts der gewachsenen Freizeitmöglichkeiten und der fortschreitenden Mediatisierung und Computerisierung öffentliche Freizeitangebote unwichtiger geworden seien, kann so nicht bestätigt werden. Es gibt eine erhebliche (Gruppe) Zahl Jugendlicher, die aus unterschiedlichen Gründen ihre Freizeit seltener zu Hause oder/und am Computer verbringt und stattdessen u.a. häufiger Freizeitstätten besucht. Diese Tendenz kann aus pädagogischen und gesundheitspolitischen Gründen nur begrüßt werden. Schließlich wird auch der demographische Faktor, der zu einem Rückgang der deutschen Jugendlichen in der Bevölkerung führt, den Freizeitstättenbereich mit seinem großen nicht-deutschen BesucherInnenanteil weniger stark als andere Bereiche tangieren.²⁸

(B) Freizeitstätten arbeiten in einem Bereich, in dem offene und latente Spannungsfelder die Arbeit bestimmen.

Das Handlungsfeld Freizeitstätten ist in hohem Maß von Spannungsfeldern, teilweise auch widersprüchlichen Anforderungen geprägt. Diese verhindern in ihrer praktischen Umsetzung oft einfache, widerspruchsfreie Lösungen. Deshalb gilt in Freizeitstätten: **Der Spagat ist Arbeitsprinzip.** Acht Beispiele sollen dies kurz illustrieren:

1. Beispiel Zielgruppe: Der Anspruch der Offenheit („wie sind für alle da“) steht der Tatsache gegenüber, dass nur bestimmte Jugendliche und jugendliche Cliquen die Treffs nutzen und

²⁸ Der Geburtenrückgang bei MigrantInnen liegt deutlich unter jenem der deutschen Bevölkerung. Zudem benötigt interkulturelle Sozialarbeit stärker Einzelfallhilfen und damit einen höheren Personaleinsatz. Sollte der Geburtenrückgang tatsächlich in Freizeitstätten zu einem Rückgang der absoluten Nutzerzahlen führen, bliebe mehr Spielraum für Einzelfallhilfe.

aufgrund des jugendlichen Territorialverhaltens auch nutzen können. Der Spagat besteht in dem Versuch Versuch, für diese Gruppe zu arbeiten, und doch auch (beispielsweise über mobile Angebote und Selbstöffnungen) für andere Jugendlichen offen zu bleiben.

2. Beispiel Angebote: Es gibt nicht den Jugendlichen. Individualisierung und Pluralisierungstendenzen haben heute zu einer sehr breiten Ausprägung von Interessen, Wünschen und Vorlieben geführt. Selbst innerhalb der Gruppe der StammbesucherInnen, finden sich unterschiedliche Präferenzen. Es gibt nur wenige Angebote, die alle erreichen und von allen akzeptiert werden. Der Spagat besteht in der gleichzeitig anzubietenden Mischung aus solchen offenen, breit akzeptierten Angeboten mit einer Angebotsvielfalt für Teilinteressen, in der wiederum aber für alle etwas dabei sein sollte.
3. Beispiel Zeiteinsatz: Intensive Einzelarbeit (als Antwort auf die Probleme der benachteiligten Jugendlichen als Stammbesellschaft) steht heute nicht selten in einem Spannungsverhältnis zur jener Zeit, die man für die eher breit angelegte offene Arbeit und für die vernetzungsintensive mobile Arbeit benötigt.
4. Beispiel Bildungsanspruch: Jugendliche kommen in Freizeitstätten um dort nach der Schule/Lehre ihre Freizeit zu verbringen. Zugleich sind Freizeitstätten, das zeigen unsere Analysen ebenso wie es meist in den Konzepten der offenen Kinder- und Jugendarbeit schon verankert ist, ein wichtiger informeller Bildungsort. Die Kunst besteht darin an die unverbindlichen Treffs unterschiedliche Angebote mit durchaus geplanten Lernfeldern anzulagern und Jugendliche ebenso erfolgreich das „abhängen“ wie das Erlernen von Schlüsselqualifikationen und Kulturtechniken zu ermöglichen.
5. Beispiel Sozialraumorientierung: Die Sozialraumorientierung erfordert einen stadtteilorientierten Focus auf die Bedürfnisse und Anliegen der dort lebenden Kinder - und Jugendlichen und sollte zugleich auch den Blick auf die ganze Stadt richten, wegen der überregionalen Nutzungsmuster Jugendlicher.
6. Beispiel geschlechtsspezifische Arbeit. Diese ist notwendig, wird als fruchtbar erlebt und ist zugleich in der Zielgruppe hoch umstritten. Geschützte Räume werden ebenso geschätzt wie bekämpft. Hinzu kommt, dass Jungen- und Mädchenarbeit in einem ungleichen Verhältnis angeboten werden
7. Beispiel Partizipation. Bei Jugendlichen steht der Anspruch hoch im Kurs, ausreichende Möglichkeiten sich einzubringen zu haben und sich beteiligen zu können, zugleich nutzen viele die möglichen Handlungsfelder zu wenig. Partizipation als Chance wird von (zu?) vielen eher passiv bis neutral gehandhabt.
8. Beispiel Personalabbau: Wenn das Jugendzentrum als der eine Ort für alle Jugendliche zunehmend zur Fiktion geworden ist und neue Herausforderungen von der sozialräumlichen Jugendarbeit bis hin zur interkulturellen Jugendsozialarbeit die Arbeit der FreizeitpädagogInnen kennzeichnet, bedeutet Personalabbau auch weniger Möglichkeiten mit den sich differenzierten Anforderungen der Jugendlichen umgehen zu können.

(C) Wir sehen vor allem vier Handlungsfelder mit deutlichem Verbesserungspotenzial. Der Erfolg nachhaltiger offener Kinder- und Jugendarbeit hängt wesentlich von den Fortschritten in diesen Bereichen ab.

- **Profilierung und Marketing.** Die „Außenpolitik“ der offenen Kinder- und Jugendarbeit ist u.E. zu defensiv ausgerichtet. Gegenüber Politik und Öffentlichkeit müssten stärkerer als, bisher schon geschehen, zwei Markenzeichen der Freizeitstättenarbeit deutlich werden. Sie sind zum einen für benachteiligte Jugendliche der zentrale interkulturelle Begegnungsort und zum anderen auch ein sehr wichtiger informeller Lernort. Gelingende Integration (junger Erwachsener) in der Stadt München wird wesentlich auch über die Arbeit in diesem Bereich gestaltet.

Die Innenpolitik (sowohl was Image als auch Nutzung betrifft) bedarf einer stärkeren Profilierung der einzelnen Häuser (über das Angebot, den Namen, über Jugendsprecher, ...). Die Jugendlichen müssen an dieser Profilgebung aktiv beteiligt werden. Zudem muss erkennbarer als bisher werden: Hier haben Jugendliche etwas zu sagen, hier sind permanente Baustellen, auf denen man sich ausprobieren kann, hier bestimmen Erwachsenen und Jugendliche gemeinsam, hier muss man sich nicht nur unterordnen, hier darf man auch nach Gründen für Regeln fragen.

- **Die offene Jugendarbeit muss noch mobiler werden und auch außerhalb der Freizeitstätte agieren.** Dann wird sie zum Ansprechpartner für Jugendlichen auch außerhalb ihrer Häuser. Sie kann dann eine offene Plattform für Interessen und Anliegen von Jugendlichen im Stadtteil werden und diese Plattform so inszenieren, dass unterschiedlichen Gruppen von Jugendlichen angesprochen werden und sich dabei für Jugendliche neue Netzwerke erschließen. Dafür benötigt sie aber die entsprechenden Ressourcen.
- **Informelle Lernfelder erschließen und ausbauen.** Freizeitstätten sind für ihre Zielgruppe wichtige informelle Lernorte, die vor allem über ihre Angebote Erfahrungsräume ohne Leistungsdruck anbieten und das Erlernen von Kulturtechniken und Schlüsselqualifikationen ermöglichen. Gerade deswegen ist es aber auch wichtig, in den Teams die verschiedenen strukturierten Angebote darauf hin zu reflektieren, welche Lern- und Erfahrungsmöglichkeiten sie für die NutzerInnen beinhalten.
- **Partizipation wieder offensiver und zugleich weniger selbstverständlich handhaben.** Der beeindruckenden Palette an Partizipationsformen in Freizeitstätten steht oftmals ein zu geringer Reflexionsgrad gegenüber. Entwicklungsmöglichkeiten werden so nicht ausreichend erkannt und genutzt. Die überragende Rolle, die Beteiligungskompetenzen im späteren beruflichen Leben und gerade auch im gesellschaftlichen Leben (bei politischem wie auch anderen Formen des bürgerschaftlichen Engagements) haben,) erfordert hier verstärkte Aktivitäten. Wie plädieren deshalb für einen Ausbau der Möglichkeiten solche Beteiligungskompetenzen zu erlernen.

Anhang

Beschreibung des Untersuchungsdesigns

Die Grundidee dieses Projektes bestand darin, nicht einfach ExpertInnen eine weitere Evaluationsstudie im Bereich der offenen Kinder- und Jugendarbeit durchführen zu lassen oder/und die NutzerInnen (und auch Nicht-NutzerInnen) der offenen Angebote der Kinder- und Jugendarbeit „nur“ nach ihrer Bewertung zu fragen, sondern sie selbst an der Evaluation zentral zu beteiligen. Deshalb gibt es durchgehend methodisch 2 Zugänge:

- 20 Projekte, in denen vor allem mit Jugendlichen (NutzerInnen/ Nicht-Nutzer) oder/und MitarbeiterInnen aus den Freizeitstätten zu unterschiedlichen Themen und Fragen und mit diversen Beteiligungsmethoden gearbeitet wurde
- 4 empirische Erhebungsschritte, in denen mit klassischen Methoden der Sozialforschung bestimmte Fragen/Themen vertieft bzw. ergänzend untersucht wurden.

Abb.: Untersuchungsdesign



(A) Liste der Projekte/Workshops

Projekte/Workshops zwischen September 2002 und November 2004)

Wo	Projekte	Beschreibung Thema/Projekt/Aktion	Status	
IG Feuerwache	Projekt 1: „Planer“	Was zeichnet gute Freizeitstätten aus? Was können wir realisieren	Abgeschlossen	1
Freizeitheim Freimann	Projekt 2: „Zentrumskultur“	Bandkultur, Vermischung von Freizeitstätte und Bürgertreff filmisch darstellen	Abgeschlossen (Teilergebnisse)	2
Westend	Projekt 3: „Nutzer/Nicht-Nutzer“	Hauptschüler – Besucher und Nichtbesucher – besuchen/bewerten die Freizeitstätten	Abgeschlossen	3
Jugendclub Allach	Projekt 4: „Computerprojekt“	1-wöchige Aktion in Kooperation mit dem SIN: stellt euer Haus dar	Abgeschlossen	4
Biederstein	Projekt 5: „Jugendkultur“	HipHop und Breakdance als Angebot in der Freizeitstätte	Abgeschlossen	5
Orange Planet Untermerzing	Projekt 6: „Nachbarschaft“	Jugendliche sollen sich in die Situation der Nachbarn versetzen Jugendliche interviewen die Nachbarn	Abgeschlossen	6
Jugendhaus Schwabing	Projekt 7 „Nachbefragung“	Interviews mit inzwischen erwachsenen Jugendlichen, die das Freizeitheim besucht haben (Idee des Leiters)	nicht zustande gekommen	
Treff 21	Projekt 8: „Mädchenzimmer“ Mädchentest	Aktive Mädchengruppe soll Kriterien für die „Mädchentauglichkeit“ von Freizeitstätten aufstellen	Abgeschlossen	7
Kirchliches Jugendzentrum Neuperlach	Projekt 9 „Generalsanierung“	Kontakt zum Neuperlacher Freizeitheimleiter durch Expertengespräch zustande gekommen, Unterstützung bei Befragung	Abgeschlossen	8
11 Einrichtungen	Projekt 10: „Videobox“	Was machen Jugendliche in freizeitstätte, wie sind sie gerade auf „ihr Haus“ aufmerksam geworden und was wollten sie der welt schon immer einmal sagen – in die „Videobox“ (in Kooperation mit dem Medienzentrum München)	Abgeschlossen	9
Feierwerk	Projekt 11 „Raumnutzung“	Interviews mit Selbstöffnern	Abgeschlossen (nur Teilergebnisse)	10
Mooskito	Projekt 12 „Ehemaligenbefragung“	Interviews mit inzwischen erwachsenen Jugendlichen, die das Freizeitheim vor 5 bis 15 Jahren besucht haben	Abgeschlossen	11
Interessierte MitarbeiterInnen aus den Einrichtungen	Projekt 13 „Partizipation oder Partyzipation“	Open-Space-Veranstaltung mit interessierten PädagogInnen der Münchner Freizeitstätten	Abgeschlossen	12
SIN	Projekt 14 „Homepage“	Jugendliche des Computerclubs gestalten die Homepage für unser Projekt (in Kooperation mit dem SIN)	Abgeschlossen	13

Infofon	Projekt 15 „Infofon“	Was wissen und wie beraten die Jugendlichen eines Beratungstelefon hinsichtlich von Freizeitstätten (in Kooperation mit dem CAP der LMU)	Abgeschlossen	14
MOP	Projekt 16 „Integration“	Wie gestaltet sich Integration für behinderte und nichtbehinderte Jugendliche in einem offenen Freizeittreff	Abgeschlossen	15
Jugendrat	Projekt 17 „Partizipationsanforderungen“	Welche Anforderungen stellen die partizipationserfahrenen Jugendlichen des Münchner Jugendrates	Nicht zustande gekommen	
Giesinger Mädchentreff	Projekt 18 „Mädchen im Stadtteil“	Erfahrungen der Stadtteil-Rallye nutzen um noch mehr über die Bedürfnisse von Mädchen in Freizeitstätten zu erfahren	Abgeschlossen	16
Streetwork	Projekt 19 „Andere“ Freizeitstätten“	Befragung an Treffpunkten über die Attraktivität und Unattraktivität von Freizeitstätten	Abgeschlossen	17
Spiellandschaft Stadt	Projekt 20 „Kinderprojekt“	Entwicklung von Partizipationsformen bei Kindern	Abgeschlossen	18
5 Einrichtungen	Projekt 21 Selbstevaluation	Test und Weiterentwicklung eines Selbstbewertungsinstruments zu Formen der Partizipation	Abgeschlossen	19
11 Einrichtungen	Projekt 22 Videobox II	In der Videobox 2 wurden hauptamtliche MitarbeiterInnen zu den gleichen Fragen befragt wie die Jugendlichen in Projekt 10	Abgeschlossen	20

Zwei der geplanten Projekte konnten wegen Arbeitsüberlastung und Wechsel der Projektverantwortlichen in den Einrichtungen nicht durchgeführt werden.

(B) Klassische Methoden der Sozialforschung

ExpertInnengespräche

- 8 Interviews mit MitarbeiterInnen aus Freizeitstätten, Januar-Mai 2002

MitarbeiterInnenbefragung (Einrichtungsbefragung):

- Befragungszeitraum: Juni- September 2002,
- Rücklauf 70,7 Prozent,

Interviews

- Kontaktaufnahme mit den LeiterInnen der Freizeitstätten in den 3 ausgewählten Stadtteilen
- Zugang zu den Freizeitstätten
- Interviews mit ca. 55 Kindern und Jugendlichen aus diesen Einrichtungen

Nutzer/ Nichtnutzerbefragung (Schulbefragung)

- Befragung in 23 Hauptschulen (8./9. Klasse), 11 Realschulen (8./9./10. Klasse), 4 Gymnasien (8.-11. Klasse) und 2 Berufsschulen (beide Jahrgänge).
- Schulen wurden nach einem regionalen Schlüssel ausgewählt (Haupt und Realschulen) bzw. ergänzend 4 Gymnasien und 2 Berufsschulen (Einzelhandel/ Elektrotechnik).
- Befragungszeitraum November 2003 bis Januar 2004
- Rücklauf 2092 Fragebögen aus 39²⁹ Schulen (93% Rücklauf)

²⁹ Ein Gymnasium hat die Fragebögen erst zu einem Zeitpunkt geliefert, zu dem die Eingabe der Daten bereits abgeschlossen war, bei Kreuzproben hat sich allerdings ergeben, dass sich an der Richtung der Ergebnisse nichts geändert hätte.

(C) Dialoge und Deutungen

Eine zweite Besonderheit dieses Gesamtprojekts war, dass im Projektverlauf und vor allem in der Schlussphase sog. Deutungen und Dialoge durchgeführt wurden. Ziel war nicht erst gegen Ende Ergebnisse „klassisch“ vorzustellen, sondern in unterschiedlichen Settings über Teilergebnisse nachzudenken, die Dialogpartner mit in den Interpretationsprozess hinein zu nehmen und auch unterschiedliche Foren zur Diskussion der Ergebnisse zu nutzen.

Bisher bereits durchgeführt

- 3 Präsentationen in der Fach-ARGE
- Diskussion und Präsentation auf Sitzungen der Begleitgruppe
- Workshop mit FachmitarbeiterInnen zum Thema Partizipation (siehe Projekt 13)
- Präsentation auf einem Hearing in Wolfsburg
- Dialog mit dem FAK Jugend in Moosach
- Dialog mit den jugendpolitischen Sprechern der Rathausfraktionen

Demnächst

- Dialog mit Fachhochschulen
- Dialog mit Jugendlichen des Jugendrats
- Dialog mit Schulen
- Fachtagung mit Ausstellung

Literatur:

- Beck, U. (1997): Soziologische Aspekte: Demokratisierung der Familie in: Palentien, C.; Hurrelmann, K.: Jugend und Politik Ein Handbuch für Forschung, Lehre und Praxis, Neuwied
- Bruner, C.F.; Winklhofer, U.; Zinser, C. (1999): Beteiligung von Kindern und Jugendlichen in der Kommune – Ergebnisse einer bundesweiten Erhebung, zu beziehen über DJI München
- Bruner, C.F.; Winklhofer, U.; Zinser, C. (2001): Partizipation – ein Kinderspiel? Beteiligungsmodelle in Kindertagesstätten, Schulen, Kommunen und Verbänden, zu beziehen über DJI München
- Brunseman, C.; Stange, W.; Tiemann, D. (1997): mitreden – mitplanen – mitmachen Kinder und Jugendliche in der Kommune, Berlin und Kiel (herausgegeben und zu beziehen beim Deutschen Kinderhilfswerk Berlin)
- Deinet, U.; Sturzenhecker, B.: Handbuch Offene Jugendarbeit, S. 623-636, Münster
- Erdmann, W. (1998) Mitbestimmung und Politik üben in Deinet, U.; Sturzenhecker, B.: Handbuch Offene Jugendarbeit, S. 623-636, Münster
- Hilpert, Jochen (1996): Partizipative Jugendarbeit und Bürgerengagement – Über die Praxis einer Theorie, Konstanz
- Krafeld, F.J. (1990): Stärken offener Jugendarbeit, in: deutsche jugend, Heft 2/1990, S. 61-66, Weinheim
- Lenz, Albert (2001): Partizipation von Kindern in Beratung und Therapie. Entwicklungen, Befunde und Handlungsperspektiven, Weinheim und München
- Münchneier, R. (2000) Was ist offene Jugendarbeit? Eine Standortbestimmung. In: Deinet, U.; Sturzenhecker, B. (2000): Handbuch Offene Jugendarbeit, S. 13-23, Münster
- Oerter, R (1997): Psychologische Aspekte: Können Jugendliche politisch mitentscheiden? in: Palentien, C.; Hurrelmann, K.: Jugend und Politik Ein Handbuch für Forschung, Lehre und Praxis, Neuwied
- Palentien, C.; Hurrelmann, K. (1997): Jugend und Politik. Ein Handbuch für Forschung, Lehre und Praxis, Neuwied
- Palentien, C. und Hurrelmann, K. (1997): Veränderte Jugend – veränderte Formen der Beteiligung Jugendlicher in: Palentien, C.; Hurrelmann, K.: Jugend und Politik Ein Handbuch für Forschung, Lehre und Praxis, Neuwied
- Schwarz, Gotthart (1992): Verwaltete Jugend(t)räume. Jugendarbeit zwischen organisierter Ohnmacht und sozialem Management, München
- Stange, W.; (1996): Planen mit Phantasie Zukunftswerkstatt und Planungszirkel für Kinder und Jugendliche, Berlin und Kiel (herausgegeben und zu beziehen beim Deutschen Kinderhilfswerk Berlin)
- Sturzenhecker, B. (1998) Die offene Jugendarbeit nach ihrem Ende. In Deinet, U.; Sturzenhecker, B.: Handbuch Offene Jugendarbeit, S. 623-636, Münster
- Tiemann, D. (1997): Alltagsdemokratie statt Partizipationsspielwiesen: Beteiligung und Verantwortung als Regelfall in: Palentien, C.; Hurrelmann, K.: Jugend und Politik Ein Handbuch für Forschung, Lehre und Praxis, Neuwied